

Quellen zur Alltagsgeschichte Backnangs im späten 19. Jahrhundert

Die Kindheitserinnerungen der Luise Breuninger (1936) und die neun Briefe der Johanna Henninger, geb. Breuninger (1943/44)

Hrsg. von Gerhard Fritz (Text) und Rudolf Kühn (Bilder)

Die nachfolgend vorgelegten Quellen stammen von zwei Angehörigen der in Backnang weit verzweigten Familie Breuninger. Rosalie Luise Breuninger, geb. am 9. April 1887, war die älteste Tochter des Lederfabrikanten Eberhard Philipp Breuninger (geb. 11. Januar 1860) und seiner Frau Marie Rosalie Breuninger, geb. Mayer (geb. 10. August 1860, gest. 19. September 1902). Johanna Friederike Henninger, geb. Breuninger, war die Tante von Luise Breuninger. Johanna war geboren am 30. September 1867, gestorben am 2. Oktober 1944 in Tübingen. Sie war die Tochter des so genannten „Postgerbers“ Immanuel Christian Breuninger (geb. 2. September 1821, gest. 28. März 1898) und der Luise Friederike Breuninger, geb. Müller (geb. 20. Juli 1830, gest. 14. Mai 1877) und kam als 12. von insgesamt 15 Kindern zur Welt. Johanna heiratete am 19. September 1887 den Backnanger Konditor Paul Henninger, mit dem sie später nach Tübingen zog. Eberhard Breuninger, Luisens Vater, war Johannes Bruder.¹

Lebenserinnerungen und Briefe befinden sich in maschinenschriftlicher Abschrift im Besitz von Max Räuchle, Backnang. Die vermutlich handschriftlichen Originale sind – so weit bekannt – nicht mehr vorhanden. Fotokopien der maschinenschriftlichen Abschriften befinden sich als „Stiftung Max Räuchle“ im Stadtarchiv Backnang. Die Briefe kamen auf Vermittlung von Rudolf Kühn im Juni 2001 ins Stadtarchiv.

Sie werden nachfolgend buchstaben- und satzzeichengetreu wiedergegeben. Luise Breuninger hat ihre Kindheitserinnerungen 1936 niedergeschrieben. Sie sind auf dünnen Blättern aus Durchschlagpapier, die ungefähr das

Format DIN A 4 haben, mit der Schreibmaschine in zweizeiligem Abstand geschrieben. Johanna Henninger richtete in den Jahren 1943/44, also in ihren beiden letzten Lebensjahren, neun Briefe an ihre Enkel Arnold, Hans und Peter, Söhne des als Maler berühmt gewordenen Manfred Henninger, die in der Schweiz lebten, um diesen einen Eindruck vom Backnang ihrer eigenen Kinder- und Jugendzeit zu vermitteln. Die Briefe sind in einzeiligem Zeilenabstand auf etwa DIN A 5 großes, dünnes Durchschlagpapier geschrieben. Offensichtlich müssen – neben dem Original der Maschinenschrift – noch weitere Durchschläge existiert haben. Das jeweilige Seitenende der DIN A 5-Seiten wird in der nachfolgenden Edition mit einem doppelten Schrägstrich // markiert. Sprachlich und orthographisch notwendige Ergänzungen sind in eckige Klammern [...] gesetzt, notwendige Tilgungen in spitze Klammern <...>. Nur offenkundige Tippfehler, die i. d. R. durch nochmaliges Übertippen deutlich als solche erkennbar waren, wurden stillschweigend korrigiert.

Die Kindheitserinnerungen der Luise Breuninger

Erinnerungen an das Elternhaus, die alte Post.

Ich sehe es im Geiste vor mir, das stattliche Haus in der Sulzbacherstrasse in Backnang mit der grossen, runden Staffel und der breiten, schweren Haustüre, die mit Schnitzerei versehen war und tagsüber immer offen stand. Im geräumigen Hausflur waren rechts und links je 2 Türen, an der Wand dazwischen, rechts,

¹ Cornelius Breuninger: Stammbaum der Backnanger Breuninger. Backnang 1931, S. 67, 70; vgl. auch das Foto von Christian und Luise Friederike Breuninger vor S. 65.



Die Sulzbacher Straße in Richtung Sulzbacher Brücke um 1895. Links das „stattliche Haus“ der Postgerberei mit der „großen runden Staffel“ an der Eingangstür. Rechts das zuletzt als Rohhäutelager genutzte Totenkirchle.

stand ein grosser niedriger Tisch. Auf diesem wurden in Reih und Glied die Mostkrüge für die Gerber aufgestellt und aus einem grossen, dickbauchigen Grug wurden die gefüllt. Bei Regenwetter benützten wir Kinder den Tisch zum draufsitzen und spielten „Schulmeisterles“, Händepatschen und dergl. Auf der anderen Seite war ein grosser Wandschrank, darin lagen auf einem Fach riesige Brotlaibe, dann enthielt er die ineinander geschichteten Backkörbe, irdene und kupferne Gugelhopfmodel, Waschseile, Klammern und sonst allerlei was in der Küche keinen Platz fand. Die erste Türe links war die sog. Gerberstube, wo ausser grossem Tisch, Bänken und Stühlen nicht viel drin stand. Man hatte eine Anzahl auswärtige Arbeiter zum Essen u. Schlafen, der Schlafrum war in der Fabrik drüben. Grossvater ass mit am Tisch, solange er noch rüstig war und las den Gerbern die Andacht vor. Es gab in früheren Zeiten morgens und abend geschmälzte schwarze Brotsuppe, uns Kindern eine nicht willkommene Mahlzeit. Wir hatten mehr Freude daran, wie das Brot durch eine Maschine, die an den Tisch angeschraubt und gedreht wurde, in feine Scheiben geschnitten, in die darunter gestellte, grosse Schüssel fiel.

Sonntags gab es Kaffee in Zinn- und Blechtassen, die von Zeit zu Zeit mit Zinnkraut,

Katzenschwänze genannt, glänzend gescheuert wurden. Von den unteren Stuben aus rechts konnte man auf ein Blechdach steigen, das zum Bettensonnen diente. Für uns Kinder wars ein Spass, darauf herumzutollen, doch sahen es die Eltern nicht gern, weil es kein Geländer hatte. Auf dieser Seite des Hauses war ein Gärtchen mit einem netten Gartenhaus, wo wir uns gerne aufhielten und spielten. Unten wohnte Onkel Markus und Tante Mathilde, wir hatten den oberen Stock, von dem Grossvater 2 Zimmer hatte. Es ging bei der wach//senden Kinderschar sehr eng her, besonders wenn wir die 12–15 Gerber zum Essen hatten, was vierteljährlich mit oben und unten wechselte. Dann mussten wir warten[,] bis sie gegessen hatten, schnell wurde der Tisch abgeräumt und wieder gedeckt. Wir fürchteten oft, zu spät in die Schule zu kommen, die um 1 Uhr begann und der Weg war weit. Dazu durfte man nicht ungewaschen fort, eine grosse Waschschiessel stand bereit, eines nach dem andern wurde frisch gekämmt, noch ein Schlückchen aus Vaters Mostglas und fort gings im Galopp. Zu den Abendmahlzeiten gab es meistens Wurst, die ich in den verschiedenen Metzgerläden holen musste. Da sind mir 2 Streiche in Erinnerung, die ich verübt habe. Einmal waren wir drei Aeltesten recht übermütig, ich zog vom Kleinsten einen Umhängemantel an, der am untern Rand ein Einfassung mit einer Borde und Zotteln hatte. Daran zogen mit Mathilde und Eberhard und riefen: „Böbelesweib“ und ich schlug mit dem Korb nach ihnen. So auch auf dem Rückweg vom Metzger. Nun hatte ich frische Leberwürste darin, die ich an der Laterne auf der Sulzbacher Brücke beguckte, ich meinte, die Frau Metzgerin habe mir breite Griebenwürste gegeben. Wie wir endlich bei Mutter anrückten, und sie schnell den Korb nahm und ihn öffnete, sah ich die Bescherung, etliche Leberwürste waren geplatzt, daher das breite darin liegen. Was folgte[,] kann man sich denken, auch Mathilde und Eberhard bekamen ihr Teil trotz ihrem Geschrei „wir haben es nicht getan, die Lies hat den Korb getragen“. Das andere Mal waren es Knackwürste, denen etwas passierte. Es war in der Zeit vor Weihnachten, wo ich in der „Klöpflesnacht“ an einigen Schaufenstern meine Possen trieb. Bei Tante Mathilde half ich Welschkorn ausbrockeln und nahm mir eine Tasche voll mit beim Wurstholen. In der Totengasse war ein Friseurladen, da warf

ich eine Handvoll Körner ans Fenster. Nachdem ich im Metzgerladen meine Würste geholt hatte, wollte ichs wiederum tun. Plötzlich sprang der Besitzer die Staffel herunter, mir nach, ich flitzte um die Ecke und bums lag ich auf dem Boden // im Dreck, meine Würste in weitem Bogen voraus, aufgerissen durch die Steine im Weg. Der Herr Friseur lachte und sagte: „Da hast Du Deine Strafe“. Ich suchte meine Würste zusammen und putzte sie an der nächsten Beleuchtung mit meinem nicht ganz einwandfreien Taschentuch ab und ging heulend heim. Die Schläge wurden erlassen, weil ich jammerwürdig aussah, mit blutenden Händen und aufgefallenen Knien.

Das Haus hatte auch nach hinten einen Ausgang und eine Treppe in den Hof, durch einen Gang war es mit der Fabrik verbunden. Im Hof war ein Schweinestall, der meistens 4 Tiere beherbergte, 2 gehörten uns, 2 Onkel Markus und Tante Mathilde. Es gab in dem grossen Haushalt viel Abfall, der verfüttert wurde und wenn die Schweinchen rund und fett waren[,] kam der Metzger und das Schlachtfest war da. Wir Kinder wollten in der Küche zusehen, wie die Würste gemacht wurden, für uns gabe es extra kleine, das war eine Freude, eine ganze Wurst, nicht nur ein Zipfelchen zu bekommen, Dann richtete Mutter für die verschiedenen Verwandten und Bekannten die Metzelsuppe, (prima Sauerkraut, Kesselfleisch, 1 Leberwurst, 1 Griebenwurst) in Körbe und wir durften sie forttragen, überall trug das eine Belohnung ein. Auch für arme Leute fiel etwas ab, besonders die fette Kesselbrühe holten sich diese. Das war überhaupt Brauch, dass täglich einige Bedürftige kamen und sich übriges Essen holten. Sie setzten sich auf die Treppe und warteten, bis die Mahlzeit vorüber war, einen Topf oder Schüssel brachten sie mit, die dann gefüllt wurde. Ich kann mir denken, dass mal so ein altes Weible sagte: „Tent Se mer no alles zäma nander nei, s'kommt alles in oin Maga“.

Hinter der Fabrik war ein grosser Garten mit Gemüse, Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern, Pflaumen- und Zwetschgenbäumen und schönen Blumenrabatten. Da waren wir viel, wenn die Mutter fleissig arbeitete, das Kleinste war im Wagen dabei, wir Grossen konnten schon etwas helfen. Am liebsten gingen wir an

die Sträucher und Bäume, wenn das Obst zu reifen anfing. Die grossen Gelberüben hohlten wir aus, drückten Johannisbeeren hinein und wenn sich Mutter erweichen liess, uns Zuckerbrös//ele zu geben, schmeckte es um so besser. Bei uns wurde damals ein Zuckerhut gekauft, der mit dem Hammer zerklopft wurde, die grossen Stücke wurden mit dem Zuckerschneider klein gemacht, dabei gab es feinen und Brösele. Diese bekamen wir bei Tante Mathilde Räuchle auf ein Stück Schwarzbrot, was herrlich mundete. Den Weg zum Garten nahmen wir meistens durch den Hof und durch² einen Teil der Fabrik, da gab es allerlei Interessantes zu sehen. Besonders gefiel uns, wie die Lohkäse gemacht wurden. Die verbrauchte Lohe aus den Gruben wurde feucht in metallne Ringformen gehäuft, dies trat ein Mann barfuss fest (der Lohkäsetreppler) in dem er seinen Allerwertesten hin und her schwenkte. Dann schüttelte er es aus der Form, wie Hausfrauen unsere Ausstechergutsle; die Lohkäse wurden auf einem Lattenstand getrocknet und ergaben ein gutes Brennmaterial. Es kam auch vor, dass eines sich zu nahe an eine Grube wagte und hineinfiel. Ulrich wurde einmal von mir herausgezogen, wie er sich am Rande noch anklammern konnte. Ich hütete gerade im Gärtchen das 1jährige Brüderchen Paul,³ als lautes Geschrei ertönte von den anderen spielenden Geschwistern nebenan, wo einige gefüllte Gruben waren. Flugs setzte ich den Kleinen, der auch brüllte, auf den Boden, stieg über den Zaun und rettete unsern Dicken aus seinem gefährlichen Bade. Ein ander Mal musste Albert mit einem Haken herausgefischt werden und er wurde bleich und matt von Vater in Haus getragen. Das war immer ein grosser Schrecken und dann war man eine Zeit lang vorsichtiger. War Grossvater in Sicht, gingen wir lieber über die Gartenstrasse zum Garten, er winkte gleich mit dem Spazierstock, aber nicht einladend, sondern abwehrend. Wir hatten ein bis[s]chen Angst vor ihm, wir sahen mehr seine Strenge als seine Liebe. An seinem Geburtstag liess er sich immer bei Onkel Henninger einen grossen Korb voll „Russen“ backen und teilte das Gebäck unter die gratulierenden Enkel aus. Da war er lieb und freundlich zu uns und wir wurden zutraulich. Doch

² Irrtümlich groß geschrieben: Durch.

³ Wohl eine Verwechslung der Autorin; es müsste sich um den am 13. 12. 1897 geborenen Albert handeln, nicht um Paul.



Der ab 1837 von der Postgerberei als Rindenmagazin, später als Rohhäutlager genutzte Chor der ehemaligen Totenkirche in der Sulzbacher Straße mit dem Storchennest. Dahinter das vom Grünbaumwirt Schlagenhauf um 1842 auf dem ehemaligen Kirchenschiff errichtete Wohnhaus. Rechts die gemeinsam genutzte unterkellerte Scheuer mit dem Pferdestall. Das Holzlager gehört der Küferei Trostel.

erschranken wir an seinem letzten Geburtstag, weil er Tränen in den Augen hatte, als wir ein Gedicht aufsagten. Einen Mann<, > wie Grossvater weinen zu sehen, war uns ungeheuerlich. //

Die Bleichwiese nebenan war ein schöner Tummelplatz im Sommer, und im Winter eine feine Eisbahn zum Schlittschuhfahren. Eine Unterhaltung war es, wenn Zirkus, Karus[s]ell oder Seiltänzer auf diesem Platz ihre Vorstellung gaben. Wir hatten meistens das Vergnügen

nur von aussen, denn Geld zum Eintritt bekamen wir selten. Manchmal hatten wir es umsonst, wenn an unserem Haus das Seil festgemacht wurde. Die schöne Karus[s]ellmusik gefiel uns recht gut, sodass wir gar nicht begreifen konnten, wenn die Erwachsenen sagten: „Wenn nur das Gedudel mal aufhörte.“ Wir konnten aber auch stille sitzen und lauschen, wenn Grossvater, Vater oder ein Onkel von früher erzählten, als noch ein Bach vor dem Haus war, in den das eine oder andere hineinfiel.

Unser Vater schilderte uns den alten Kinderwagen, der eine Deichsel hatte und einem Kütschlein glich. Den habe er einmal mit dem kleinen Christian drin in den Bach sausen lassen. Zum Glück sei er mit dem Schrecken davon gekommen. Er erzählte, wie auch die Buben in dem grossen Haushalt mithelfen mussten und was für Streiche Vater und die Onkels in ihrer Jugendzeit gemacht haben, ein Trost für uns, dass sie auch nicht bräver waren. Den einen Streich, den Onkel Markus zu unsres Vaters Hochzeit in Gedichtform in ein Gedenkbuch eintrug, konnten wir nicht oft genug hören. Wie sie, statt in die Christenlehre zu gehen, in den Wald spazierten u. sich Pfeifen machten, die der erzürnte Grossvater bei ihrem Heimkommen an ihren Köpfen zerschlug, u. Vater seine Sonntagshose zerriß.⁴ Das sind jetzt 50 Jahre her, dass die Hochzeit war. (Gedicht)⁵ Oder wie sie bei einem Lutherfest mitwirkten, Onkel Markus als Luther, Vater als Frundsberg. Da fällt mir auch das Gerberfest⁶ ein, wo die Gerber alle mit einem neuen Gerberschurz, gelb mit grünen Bändern, angetan waren, auf Wagen und zu Fuss, es war ein riesiger Festzug. Da freute ich mich, dass ich zu einer Gerberfamilie gehörte, sonst konnte ich gar nicht leiden, wenn man uns die „Postgerberle“ nannte. Zwei schöne Familienfeste waren die Hochzeit von Onkel Christian und Tante Frida, von Onkel Immanuel und Tante Lydia Breuning. Damals wurde noch nicht per Auto zur Kirche gefahren, sondern ein langer Hochzeitszug, voran eine Menge Kinder,

⁴ Der vorstehende Satz ist nachträglich handschriftlich in den maschinenschriftlichen Text eingefügt.

⁵ Vermutlich war an dieser Stelle im handschriftlichen Originalbrief das Gedicht eingefügt, das im 5. Brief von Johanna Henninger wiedergegeben ist.

⁶ Gemeint ist nach aller Wahrscheinlichkeit das Gerberfest anlässlich der Generalversammlung des Württembergischen Gerbervereins in Backnang im Jahre 1895; vgl. dazu: Rudolf Kühn: Die Frühzeit der Industrie in Backnang (1832–1918), 1. Teil: Von der Weissach-Einmündung bis zur heutigen Annonaybrücke. – In: Bjb 3, 1995, S. 39–70, hier 62; auch: MB 22. 7. 1895, S. 442f.

ging langsamen Schrittes vom Gasthaus zur // Post bis zur Kirche. Feierlich ertönte, vom Kranz der Turmes aus geblasen, der Choral: „O Gottes Sohn, Du Licht und Leben“. Viele Zuschauer waren da, besonders Schuljugend. Stolz und erfreut nickte man den Kameraden zu, und mit ernster Miene schritt man in die Kirche. Von der Predigt wussten wir Kinder nachher nichts, denn wir waren erfüllt davon, dass eine Maus um die Braut, Tante Frida, herumsprang. Ob diese sie auch bemerkt hatte[,] weiss ich nicht, jedenfalls hat sie keinen Angstschrei ausgestossen. Das damalige Fräulein Klara Schweizer beruhigte uns und sagte, es gäbe doch überall Kirchenmäuse, das sei eben die Backnanger Kirchenmaus gewesen, die auch die Hochzeit sehen wollte. Bei Onkel Immanuel und Tante Lydias Hochzeit übte Base Otti Stroh mit uns Kleinen Gedichte ein, von den 7 Wochentagen. Da gabe es viel Herzklop-

fen, ja sogar Tränen bis sie glücklich aufgesagt waren, nachher war grosse Freude über das gute Gelingen. Tüchtig eingepaukt waren sie, denn ich kann meines heute noch, nach 40 Jahren... Ich überreichte dabei ein Bastkörbchen mit Nähzeug und sinnig hatte meine Mutter ein Maiblumenkränzchen darum gemacht. Vorher riss ich das aber ab, weil ich meinte, ich falle damit auf, das haben doch die anderen auch nicht. Trotz meiner Heulerei kam es wieder dran und erregte grossen Gefallen bei der Hochzeitsgesellschaft, sodass ich mich über mein Benehmen schämte und einsah, wie die Mutter recht hatte.

Gerne denke ich an die Zeit, wo wir Basen und Vetter alle bei den verschiedenen Tanten den Osterhasen holen durften. Strahlend, ein Körbchen am Arm, rückte man aus. Mutter liess einen vorher noch sagen, wie die Begrüssung sein musste: „Grüss Gott Tante Marie (oder wie



Der „Brunnen vor Labans Haus“, am Beginn des Weges „Am Koppenberg“ war nicht nur für die Pferde ein beliebter Treffpunkt. Aufnahme um 1932.



In dem hellen Haus „an der andern Brücke“ hatte sich Tante Kathrine um 1870 einen Laden mit „Ellenwaren und Spezereien“ eingerichtet. Der beliebte „Zuckerles-Onkel“ Eugen Breuninger war ihr Sohn. Das zweigeschossige Haus am Ende der Schillerstraße hatte sie 1879 aufstocken lassen.

sie gerade hiess) ich bin so frei und komme zum Osterhasen holen“. „Vergesst das Danken nicht!“ rief sie uns dann noch nach. – Hatten wir ein Geschwisterchen bekommen, machten wir uns auf den Weg zu allen Verwandten und Bekannten und meldeten: „En schöna Gruss vom Papa und von der Mama und heut Nacht hätt uns dr Storch e Kendle bracht“. Die erste Frage bei allen war: „wie soll es den heissen? Und jedes von uns wollte einen anderen Namen haben, // was die Eltern und Onkel und Tanten vorschlugen gefiel uns nicht. Einmal sagten verschiedene: „Nun Habt Ihr einen Eberhard, dazu gehört in Württemberg ein Ulrich“, und so wurde das Brüderchen auch genannt. Auf die Taufe freuten wir uns sehr, weil es da süssen Kaffee und Hefekranz gab, was etwas besonders Gutes bei uns war. Wir hatten öfters das Vergnügen in der eigenen Familie und bei den Verwandten, denn nur 1 oder 2 Kinder hatte ja keines, für Nachwuchs war gesorgt. Wir hatten einen extra schönen Täufertrüder, den auch die grösseren Kinder zur Schonung der Kleider angezogen bekamen. Dass der Storch gerade uns so viele Kinder brachte[,] verwunderte uns nicht, denn

gegenüber dem Wohnhaus war das sog. Totenkirchle, auf dem ein Storchennest war. Das war recht unterhaltend den alten und jungen Störchen zuzusehen und auf ihr Geklapper zu hören. Im Kirchle waren unten drin Häutevorräte und oben hingen wir bei Regenwetter die Wäsche auf. Der Keller war auch dort in der Nähe, in der Scheuer, wo der Pferdestall war. In den letzteren gingen wir gern, da durften wir auf's Pferd sitzen und an den Brunnen reiten. Wir hatten nette Knechte, die uns Kindern gern eine Freude machten. Der Keller war sehr tief und dunkel, da überkam mich als mal die Angst, wenn ich allein etwas holen musste. Elektrisches Licht hatte man noch keins, und das Kerzenlicht flackerte hin und her oder ging gar mal aus, dann sagte ich mir einen Spruch, den ich in der Schule gelernt hatte und sprach mir selbst Mut zu.

Wie wir marschieren konnten, durften wir Sonntags mit beim Spaziergang, dem sich meistens die verschiedenen Onkel und Vettern und Basen anschlossen. Die Mütter waren nicht immer dabei, weil sie die Kleinsten daheim betreuten. Da ging es auf die Platte oder in den Kuhwald oder zu den umliegenden Ortschaften, Glanzpunkt war, wenn eingekehrt wurde u. wir eine Brezel und einen Schluck Bier bekamen. Unterwegs liessen uns die Onkel manchmal Wette laufen, der Konditoronkel Paul Henninger zog dann die Preise aus seiner Tasche und der Zuckerles-Onkel Eugen Breuninger, der Vetter unserer Familie, gehörte auch zu den beliebten Persönlichkeiten, Onkel Fritz Stroh hatten wir gern wegen seiner Persönlichkeit und seinen Spässen. An Ostern oder Pfingsten wurde eine Chaisenfahrt gemacht, meistens war Welzheim das Ziel. Vom ganzen Haus Lohss wurde man freudig empfangen, wir gingen gern durch die Ladenräume. Bei der Abfahrt gab die gute Tante jedem ein „Schnupferle“ mit auf den Weg, Bonbons oder Schokolädchen, was sie übrigens heute mit ihren 86 Jahren auch noch eigenhändig tut, wie ich bei meinem Besuch dieses Jahr im Juli mit Freuden feststellte. In späteren Jahren ging es mit Schusters Rappen, wir brachten es zu der grossen Leistung von Backnang nach Welzheim hin und zurück an einem Tag. Einige Male brachten wir unsere Ferien dort zu, das war ein vernünftiges Leben mit den Vettern und Basen, besonders schön liess es sich auf dem Kirchplatz spielen. Etwas war uns in der Schulzeit

erfreulich, was den Eltern aber grosse Sorgen machte, das war wenn es Hochwasser gab und die Murr aus ihren Ufern trat. Gespannt beobachtete man, ob das Wasser stieg und die mächtigen Wogen immer mehr die Wiesen und Strassen überschwemmte. Mit der leisen Hoffnung legte man sich abends ins Bett, dass am Morgen der Weg zur Schule versperrt sein könnte. Kam es bei Tag und war man schon in der Schule, überblickte man in den Pausen vom Freithof aus die Lage, und mit Hallo verlies[s] man den Schulsaal, wenn der Lehrer diejenigen heimschickte, die in der gefährdeten Zone wohnten. Dann wurde man auf Leiterwagen verstaubt oder trugen einen Männer in langen Wasserstiefeln durch die Fluten, schade war, wenn das Vergnügen bald aus war.

Das sind sonnige Erinnerungen aus der Jugendzeit, die betrüblichen will ich nicht ins Gedächtnis rufen. Es kamen Krankheitszeiten, Todesfälle, Verluste an Geld und Gut, aber auch das muss zum Besten dienen. Es bleibt beim Rückblick noch genug zum Loben und Danken.

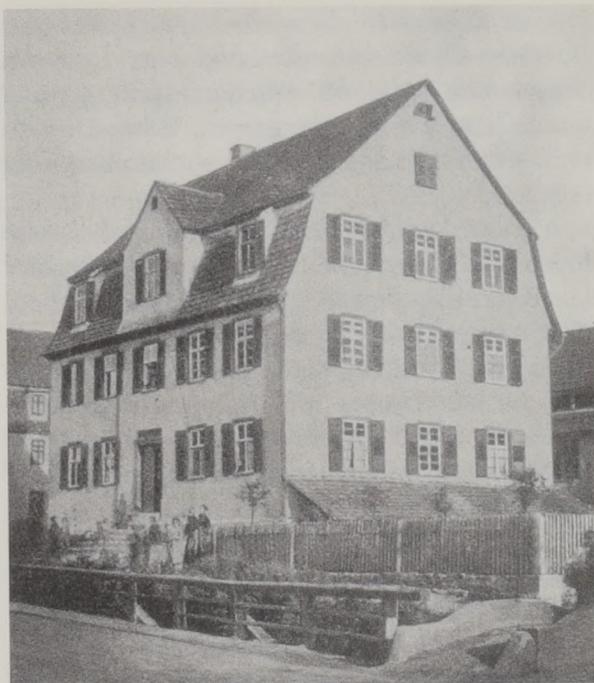
Luise Breuninger, Gemmrigheim.
Im August 1936.

Die Briefe der Johanna Henninger, geb. Breuninger

1. Brief, zwischen 10. Juli und 20. Oktober 1943⁷

1. Brief (1943)

Mein lieber Arnold! Schon lange wollte ich Dir schreiben, aber ich kann Dir doch nichts vom Krieg schreiben, das erlebet Ihr selber und vollends, wenn er jetzt auf Italien übergreift. Nun habe ich gedacht, ich will Dir schreiben, wie ich als Kind in meines Vaters Haus lebte. Wir bewohnten ein schönes, großes Haus, eine runde Staffel davor und eine Holzbrücke, so groß, daß man mit einem großen Handwagen, wie ihn die Gerber dazumal brauchten, auf die Straße gelangten. Der Bach war gestaut und eine Falle daran wegen der vielen Hochwasser. Wir hatten also auch Wassergeplätscher[,] nur nicht so stark wie ihr. Wir waren also ganz für uns. Auf der einen Seite der Staffel gelangte



Das 1792 entstandene Wohn- und Gerbereibäude „zur alten Post“ mit dem noch offenen Eckertsbach um 1875. Rechts das steinerne „Römerbrückle“. Links das Wirtshaus „Zum grünen Baum“, gleichfalls „noch“ mit dem Mansardendach.

man in unsern Blümgarten, dem entlang führte ein 1½ m breiter Weg dem Bach entlang, über ein Steinbrückle, wie die Römerbrückle, auf die Straße der Stadt zu. Der Eckertsbach mündete nach ca. 100 m in die Murr. Auf der anderen Seite der Staffel dem Bach entlang, waren Lohhaufen und Häutegruben, dann die Straße. Da standen eine Scheuer mit Gerbrinde, eine Mosterei, eine Äscherwerkstadt, Sauställe, Miste. Von der Straße konnte man auf der andern Seite mit dem größten Wagen vor die Gerberei fahren. Nach der Gerberei kamen Lohhaufen, Kässtände, Gerbruben und dann ein großer Gemüse- und Baumgarten. Prestlinge hatte man dazumal noch nicht, auch keine Tomaten, aber sonst alles in Hülle und Fülle und wir durften unbeschränkt davon essen. Nur Hollundergesälz wurde eingekocht. Dann hatten wir noch viele Äcker, weil die Arbeiter bei uns aßen, auch die Verheirateten hatten das Vesper. Dann war noch über der Straße eine Scheuer mit einem

⁷ Die Datierung ergibt sich aus dem Übergreifen des Krieges nach Italien (10. Juli 1943) und der Datierung des zweiten Briefs (20. Oktober 1943).

großen Keller, wo der viele Most, Sauerkraut, Bohnen, Kartoffeln aufbewahrt war. Und das Totenkirchle, das als Häutemagazin genützt wurde, darf ich nicht vergessen. Wenn Du einmal nach Backnang kommst, guckst das Kirchle an.

Nun wollen wir aber ins Haus gehen, ein mächtiger Öhrn und breite Treppen. Rechter Hand drei ineinandergehende große Stuben, die mittlere war der eigentliche Wohnraum, dann ein Schlafzimmer. Linker Hand ein Zimmer für die Gerber mit 4 Betten usw., eine Kammer mit 2 Betten, eine große Küche // großem gemauerten Herd, Speisekammer und Abort. Durch eine hintere Tür und Holzgang entlang kam man in die Gerberei, ebenso eine Tr[e]ppe in den Hof.

Wir waren zwölf lebende Geschwister, drei sind klein gestorben.⁸ Ich war das 12. geborene. Unsere Eltern liebten uns sehr. Vater und Mutter waren sehr kräftig. Als ich 9 Jahre alt war, starb die Mutter. Sie war nach und nach an Armen und Füßen lahm geworden. Das war sehr schlimm, denn gerade meine zwei ältesten Schwestern hatten vorher Hochzeit gehabt. Luise mit Kaufmann Max Lohß in Welzheim und Mariele mit Buchdruckereibesitzer Fritz Stroh in Backnang. Meine Brüder Ernst, Felix arbeite[te]n schon als Gerber im Geschäft mit Eberhard, ebenso Paul, der zwei Jahre älter war, war Kaufmann bei Adler und Oppenheimer in Straßburg. Markus, anno 1862 geboren, war Lehrling bei Vater. Meine Schwester Mathilde war gerade 4 Wochen konfirmiert und die mußte die ganze Last tragen, Vater hatte einigemal eine Haushälterin, die blieben aber nicht in diesem Umtrieb. Sigmund, ich und Christian waren noch Schüler und Imanuel war ABC-Schütze. Für Mathilde war es trotz 2 Dienstboten fast zu schwer und Vater konnte oft recht streng sein, wenn es nicht klappen wollte. Sie hatte eine traurige Jugend und wir weinten oft, auch Markus hatte so viel Heimweh. Der war woher so, wenn er von der Schule kam, ruhte er nicht, bis er Mutter gefunden hatte und er bei ihr sein konnte. Mich hatte Mariele mit ihren kleinen Kindern so in Anspruch genommen, daß ich oft nicht zur Zeit bei Mathilde war und ich hatte vier verschiedene Ämtle. Vater hielt sehr auf Pünktlichkeit.



Luise Friederike Breuninger geb. Müller (1830 bis 1877), Frau des dritten Postgerbers Christian Breuninger (II) (1821 bis 1898) und Mutter von Johanna Henninger im Alter von etwa 45 Jahren.

Punkt $\frac{1}{2}$ auf 1 Uhr mußte das Essen auf dem Tisch stehen. Ich sollte die Tische decken und da mußte ich oft schwer rennen, daß ich von Strohs Haus zur Zeit in die alte Post kam und die verschiedenen Dienstle noch tun konnte. //

Morgens und $\frac{1}{2}$ 5 Uhr stand Vater auf und weckte dann alle nacheinander. Im 3. Stock des Hauses schliefen auch noch Gerber, die Dienstmädchen, dann wir und die Buben im zweiten Stock (im 2. Stock wohnte auch noch ein Lehrer in 3 Zimmer mit Kammer, Küche und sw.) dann alle im unteren Stock. Bis $\frac{1}{2}$ 6 Uhr mußte alles an der Arbeit sein. Um 6 Uhr trank die Familie ihren Kaffee mit Wecken, wobei Vater aus einem Schatzkästlein den Morgensegen las mit Vater unser usw. Um sieben Uhr saßen die Gerber an den Tischen mit Schwarzbrottsuppe und Kartoffel. Du glaubst nicht, wie das gut schmeckte. Wenn die gegessen hatten, machte ich mich noch dahinter. So gute schwarze Suppe habe ich seither nimmer gegessen, von Brot von den eigenen Äckern und selbst gebacken. Den letzten Rest bekam der Hund, derweil hatten auch die Schweine ihre Nahrung auch vom eigenen Acker erhalten. Früher hatten wir auch Enten. Das gaben wir aber auf. Den Gerbern las Vater ein Lied vom Liederschatz, auch beim Nachtessen. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr mußte das Vesper in der unteren Werkstatt gerichtet sein. Die älteren Gerber erhielten 1 Krüggle Most mit $1 \frac{1}{2}$ Schoppen, die Lehrlinge 1 Schoppen im Zinnbecher, Brot durfte jeder essen, soviel er wollte. Wir buken jede Woche 2 mal ca. 22 ganz große Laib. Um 4 Uhr war wieder Vesper und Punkt⁹ $\frac{1}{2}$ 8 Uhr

⁸ Cornelius Breuninger. Die Backnanger Breuninger. Backnang 1931, S. 66f nennt insgesamt 15 Kinder.

⁹ Irrtümlich klein geschrieben: punkt.

saßen die Gerber beim Nachtessen. Wenn vollends alle gegessen hatten, so wurde noch flink gespült und wir Kinder mußten ein Jedes seine Schuhe blank putzen. Das mußte bis 8 Uhr geschehen sein. Unsere Kleider mußten ordnungsgemäß an den für jedes Kind bestimmten Henker hängen // und unsere Nachthemden anziehen. Die Schuhe standen in Reihe und Glied am Ofen. Dann kam noch das Abendgebet bei Vater und ein Gute-Nachtkuß. Solange Mutter lebte, ging die mit uns in die Schlafstube und betete dort mit uns. Von den Geschwistern, die aus der Schule waren, mußte immer das jüngste ein Kapitel aus der Bibel laut vorlesen, kamen die Psalmen, auch Sirach, auch hie und da etwas aus den Profeten und dann hauptsächlich das Neue Testament daran. Das bestimmte Vater und dann noch das Vater unser usw. Bis 9 Uhr konnte man noch lesen, spätestens 1/2 10 Uhr, aber dann war strengstens Schluß. Wir hatten jeden Abend außer Samstags Stunde von einem Lehrer. //

2. Brief, Tübingen, 20. Oktober 1943

2. Brief. Tübingen, 20. Okt. 1943.

Heute will ich Dir von unserer Nachbarschaft erzählen. Ich will rechter Hand anfangen. Da wo's Zwischenäckerle anfängt, war die Ziegelhütte Elser. Da mußte ich oft ausrichten, sie möchten ein[en] Wagen Kalk bringen. Es saß eben immer auf dem Sofa, vor sich einen Krug Most und guckte mich mit verschwommenen Augen an; aber sie war immer freundlich zur Stelle. Dann kam im nächsten Haus Pflästerer Eckstein und Hebamme Mangold, dann eine Scheuer, die meinem Onkel Ändres gehörte, weiter ein Haus. Da wohnte Polizeidiener Leuze, in einem Hinterzimmer wohnte da ein liebes altes katholisches Fräulein Lisette, die sich einen Altar mit den Leidensstationen aufgebaut hatte mit allem drum und dran. Sie war sehr arm und ich durfte ihr oft einen Topf gute Suppe oder Gemüse bringen. Weil wir in Backnang keine katholische Kirche hatten, so wanderte sie immer nach dem eine Stunde entfernten Oppenweiler. An Fronleichnam kam sie mit einem großen Korb und bat um Blumen, die wir ihr gerne gaben.¹⁰ Im zweiten Stock des Hauses

wohnte Witwe Sammet mit Söhnen Fritz und Eugen, unsere Schuhmacher. Da kam allemal einer zu uns, maß uns unsere Schuhe an und Vater brachte dann Leder und er schnitt das erforderliche Quantum ab. Sie hätten es wohl pünktlicher machen dürfen, denn mich haben meine Schuhe oft gedrückt. Eugen wurde später Rathausdiener und Tante Otti u. Else kamen immer zu ihnen. Die Freundschaft mit Julie besteht heute noch. Fritz baute sich in der Nähe ein schönes Haus. Dann kam ein von 4 Familien bewohntes Haus. Im ersten Stock war ein Weber Wieland, dessen Webstuhl die halbe Stube einnahm. Der webte immer die bunten Zeugle für Onkel Ändres. Das war auch sehr interessant. Sein Weib hieß Rosine. // So hieß sie für alle Leute, rote Backen und schneeweiße Haare, immer freundlich. Die andere Familie auf dem Stock war ein Bautaglöhner. Im zweiten Stock, Klinger, Gerbers Tagelöhner (krummen Fuß). Sie hatte ein furchtbaren Kropf. Sie standen einem immer mit Rat und Tat bei und Brauereitagelöhner Pfeil. Die Frau war auch interessant. Sie war eine robuste Person, putzte ihre Böden so: naß aufwischen und dann mit schwacher Kalkbrühe anstreichen, so waren sie weißer als unsere, die wir mit Strohwisch und Sand fegten und mit Wasser abwuschen.

Ihre Nachthäfen leerte sie einfach zum Fenster hinaus auf die Miste. Die Leute hatte fast alle eine Kuh oder Gaisen. Die Ställe waren unten in den Häusern. Dann kam der „Grüne Baum“. Da war alle Jahrmarkt Tanzmusik. Dann ein langes Haus in den Hof hineingehend. Da wohnten zwei Kuhbauern, Bohn und Frei, und ein Schreiner oben, dann die Küferei Trostel. Da wurde fast alles im Freien gearbeitet. Seinen Holzvorrat hatte er beim Totenkirchle lagern. Unten im Haus wohnten Büchsenmacher und dann kam die gute bürgerliche Wirtschaft „zum Waldhorn“. Die Fortsetzung vom To<d>tenkirchle war ein schönes Haus, das aber immer geschlossen war, bewohnt von Privatier Fischer sen. und Fischer jun., die den grünen Baum geerbt hatten. Im Hof gackerten viele Hühner von der alten Frau betreut.

In den Vakanzen¹¹ war's dann lebhaft. Da war Lehrer Eisele mit seiner Kinderschar da. Sie war die Tochter. Gegenüber unserm Haus war

¹⁰ Fräulein Lisette sammelte die Blumen zur Vorbereitung der Fronleichnamsprozession, auf der die Katholiken die Stationen der Prozession mit Blumentepichen schmückten. Es handelt sich um den, soweit bekannt, frühesten Beleg für diese Praxis in Backnang bzw. Oppenweiler.

¹¹ Schulferien.



Die Sulzbacher Straße (stadtauswärts) um 1910 in Höhe der Postgerberei, Zaun rechts. Am Eingang zur Gartenstraße (rechts) das inzwischen aufgestockte Wirtshaus „Zum grünen Baum“. In der Mitte das Gasthaus „Waldhorn“ und davor die Kuferei Trostel. Links das Totenkirchle mit dem anstelle des Kirchenschiffs angebauten Wohnhaus, am Bildrand.



Die Sulzbacher Brücke mit dem Trockenplatz (im Bereich der Wäsche), von dem eine Anweisung zum Haus Biegel 6 führte. Links die vormalig „Streitweiler“ genannte „Badstraße“ und darüber die Bleichwiese im Jahr 1892.

Bäckerei Bäsler, ein altes Ehepaar mit zwei Töc[h]ter[n]. Er zog mich einmal aus dem Bach,¹² wo ich spielte, er hatte mir vom Fenster aus zugesehen. Im Hinterhaus war Zimmermann Körner wohnhaft. Nun kam die Schmied<t>e. Da wurde ich nicht müde zuzusehen und zuzuhören, // wenn die Gäule beschlagen und wenn im Takt die Räder usw. gehämmert wurden. Der alte Schmiedmeister hatte einen großen Fehler, er hatte zuviel Durst und dann schrie er mit seinen Söhnen und sein braves Weib war vor Schlägen nicht sicher. Es¹³ wurde dann an den Füßen krank und starb. Sein Eugen übernahm die Schmiede.

Dann kam Wagner Wurster im nächsten Haus, viele Kinder, oben Gipsler Götz, der war ein schrecklicher Trunkenbold. Schon morgens hielt er politische Reden und schimpfte über Bismarck. Er starb dann an Wahnsinn. Jetzt kam Bäckerei und Wirtschaft Ficker. Da wurde hauptsächlich Schnaps geschenkt und Most. Er hatte gutes Brot und Wecken. Das besorgte der Sohn Karl, während der Vater sch[e]lnkte. Die kränkliche Frau saß gewöhnlich neben dem Sc[h]anktisch. Es waren viele saubere, gut erzogene Kinder, die aber, wenn sie größer waren, meist nach Amerika gingen.

Besonderen Abscheu hatte ich vor der Schnapsdore, die besoff sich total. Die Männer freuten sich daran und dann legten sie sie vor das Haus. Die Polizei holte sie in einem Wägle ab und führte<n> sie wieder ins Armenhaus. Dies war ihre Heimat, dies war oft der Fall.

Oben im Haus wohnte ein in den 80 Jahren stehendes Ehepaar, Schweizer, Weißgerber, die am gleichen Tag starben.

Dann war ein Brunnen, dann Labans Haus, das so viele Holzsäulen hatte und dann zweigte die Straße Streitweiler¹⁴ ab, da floß linker Hand die Murr, über die wir eine Anweisung hatten. Eine Anweisung ist ein Laufsteg mit kräftigen Balken und Brettern oben auf ca 20 cm Höhe eine kräftige Stange angebracht. Der Steg lag // direkt über dem Wasser und an der Stange wurden die vorher im Bach eingeweichten Häute mit guten Stricken angebunden und mußten jeden Tag geschwenkt werden, daß sie nicht in Fäulnis über gingen. Dazu hatten wir

einen tüchtigen Arbeiter namens Krebs, der aber, weil das auch bei Kälte geschehen mußte, einen wüsten Husten bekam und an der Schwindsucht starb. Am anderen Ende der Anweisung hatte Vater noch eine Werkstatt gemietet, weil an den Häuten auch gearbeitet werden mußte. Kam ein Hochwasser, so mußte alles rennen, daß die Häute zu uns geschafft wurden und dann wurde die Anweisung auf der andern Seite los gemacht und auf unserer Seite mit Ketten festgemacht, sonst nahm sie den Weg zum Neckar. Die rohen Häute kommen von den heißen Ländern präpariert und gut getrocknet, die Haarseite innen in 2 mt langen Ballen an und ohngefähr 1 m hoch und 1 m breit mit Stricken oder Eisen gebunden. Von diesen Ballen wurden allemal wieder 2 Stück in Bach geworfen und nach dem Quellen an die Murr zur Anweisung gebracht. Dies alles brauchen die Gerber heut nimmer, die haben Dampfmaschinen dazu. Wenn Hochwasser kam, so mußte auch die Bachfalle hochgezogen werden, sonst drückte das Wasser in die untere<n> Werkstätte, was aber ohneweg oft vorkam und das war großer Schaden, weil die Lohbrühe verdorben ist. Wie dann die Murr korrigiert wurde, wars nimmer der Fall. //

3. Brief, ohne Ortsangabe,
15. November 1943

3. Brief 15. November 1943.

Manfreds Geburtstag zuerst.

Meine lieben Enkel!

Heute will ich Euch von Verwandten und Bekannten erzählen, zuerst von unserer Großmutter väterlicherseits. Die Großmutter mütterlicherseits ist schon anno 1864 gestorben, wo ich noch nicht auf der Welt war. Diese ist zu ihren Enkeln sehr lieb gewesen, wie die älteren Geschwister erzählten. Die Grossmutter hatte ein geräumiges Haus auf dem Marktplatz und bewohnte den I. Stock. Sie war sehr schönheitsliebend, alles glänzte von Sauberkeit, die polierten Möbel wie Spiegel, der weiße Fußboden war tadellos rein und die Eichenfriesen und die Masern waren von lauter reiben poliert. Sie selber war einfach sauber

¹² Gemeint ist der Ekertsbach, der damals also offenbar noch nicht verdolt war.

¹³ Das es bezieht sich grammatikalisch auf das Weib. Vielleicht handelt es sich aber doch um eine Verschreibung für er, denn dann wäre der nachfolgende Satz über den Sohn des Schmiedes logischer.

¹⁴ Der Name Streitweiler an dieser Stelle erstaunt. Es gab tatsächlich einen (wohl schon im 14. Jahrhundert abgegangenen) Ort Streitweiler. Dieser lag auf Murrhardter Gebiet in der Nähe der Hörschbachwasserfälle.



Die Tochter des ersten Postgerbers Matthäus Breuninger und Frau des zweiten Postgerbers Christian Breuninger (I) (1792 bis 1861) Regine Friederike Breuninger, Großmutter von Johanna Henninger, um 1860.

gekleidet, eine Haube wie dazumal üblich, auch Goethes Mutter trug eine solche, hatte sie immer auf. Sie hatte einen bösen Fuß und saß in einem Lehnstuhl zwischen Ofen und dem Fenster, von welchem aus man den ganzen Marktplatz übersah. An den Fenstern hatte die Reseden und schöne englische Geranien. Sie hatte eine Tochter, Tante Marie Haas, Witwe bei sich und eine kräftige Magd, immer die gleiche. Sonntags aßen wir je um 11 Uhr zu Mittag und rüsteten wir uns Schüler zu einem Besuch zur Großmutter. Mutter besah uns dann noch ob alles klappte. So gut als möglich putzten wir unten im Haus die Schuhe, dann hinauf die schöne geputzte Treppe an die Glastüre, was dazumal eine Seltenheit war mit einem feinen Glöckle daran. Dann brachte die Magd einen Stuhl und Lumpen und putzte jedem

noch gründlich die Schuhe ab, dann ins Zimmer, wo uns Großmutter freundlich begrüßte. Für uns kleine standen Stühlchen parat, die größeren setzten sich mit ihren Polstersesseln um sie herum. Während der Unterhaltung teilte sie noch jedem $\frac{1}{2}$ Bretzel aus und nach ca. $\frac{1}{2}$ Stunde gingen wir wieder. Sie gab uns auch gute Ratschläge. Ich neigte zum // Buckligwerden. Da sagte sie, Du mußt am Stab laufen. Mathilde hatte so eine breite Nase. Der riet sie, auch uns andern, wir sollen, wenn wir ohne Arbeit da sitzen, immer die Nase mit Daumen und Zeigefinger von der Stirne aus herunterstreichen. Das Stabtragen tut weh. Der Stab war schon immer im Haus, ein ca. 10 cm breites, starkes Lineal, ca. 120 cm lang, das zwischen dem Rücken und den vom Ellenbogen an aufgerichteten Arme getragen wird. Ca. $\frac{1}{2}$ Stunden im Öhrn hin und her laufen. Geholfen hats der Rücken war gerade, aber jetzt ist das Bückeke doch gekommen und die Nasen sind zur Zeit auch spitziger.

An ihrem Geburtstag war Fest, da gabsokolade und Hägegesälz auf dem Brot, soviel man wollte. Da waren dann auch verschiedene Spielsachen da. Ihre Kinder, also auch mein Vater, sagten nicht Du zu ihr, sondern ihr und sui, ich denke mir als Ehrerbietung. Vater entzog sich dieser Pflicht nicht, aber er liebte sie nicht. Er erzählte uns, er habe immer für alle Schläge aushalten müssen und seinen Brüdern, Fritz und Gustav, sei nichts geschehen sein Vater habe folgen müssen. Onkel Fritz habe ich nicht mehr gekannt, er hat nach seiner Verheiratung in der alten Post gewohnt und hat Vater arbeiten lassen. Er ist auf die Jagd und hat sich zeitweis ein Reitpferd gehalten. Zudem hat es sich ans Trinken gewöhnt und ist dann sehr bald gestorben. Seiner Frau, Tante Kathrine, blieb noch so viel, daß sie sich ein Häusle an der andern Brücke kaufen konnte und richtete sie sich einen Laden mit Ellenwaren und Spezereien ein und brachte sich dann mit ihrem Sohn Eugen gut durch. Onkel Gustav hatte auch eine Gerberei in der Sulzbacher Vorstadt. Er war ein schöner stattlicher Mann, seine Frau eine Holzwart vom Dautelhof // hatte wohl Geld, war aber faul. Die Wäsche ließ sie im Zuber schimmelig werden um zu Geschirr spülen holte sie alle 3, 4 Tage eine Tagelöhnerin, die wieder Ordnung schaffte. Dass dieser Onkel mehr im Waldhorn saß und sonst wo war, ist zu begreifen, aber seine Gesundheit litt

darunter und er starb auch bald. Da waren 2 Kinder, 1 Mädchen Luise, ein feines Ding, die wurde bei Tante Rickele in Schorndorf erzogen, und ein Sohn Adolf, der auch Gerber wurde. Er ging dann als Geselle in die Fremde, was selbiges Mal noch der Brauch war, aber das wurde ihm auch zum Verderben. Da kamen die Gesellen verlangten Meister und ein fremder Rotgerbergeselle spricht um Arbeit zu. Dann bekam er entweder Arbeit, wenn die Papiere in Ordnung waren oder Geld bis zu Mk 1,-, je nach dem. Das Wandern gefiel manchem und er wollte gar keine Arbeit mehr. Adolf nahm auch das Trinken an und er kam noch hie und da zu uns, als wir schon verheiratet waren. Es war ihm selber leid, daß es mit ihm so bergab ging, aber es blieb beim Vorsatz und dann kam einmal Nachricht, daß er in Amtzell-Wangen gestorben ist. Die Tante heiratete nach ihres Mannes Tod wieder einen Gerber Kienzle, der

in der Gerberei für größere Gerber arbeitete. Vielleicht ist sie durch alles auch arbeitsamer geworden, wir kamen nimmer zusammen.

Unten in Großmutter's Haus wohnte unser Patenehepaar, David Übelmesser und Luise, eine Tochter <ter> von Großmutter. Sie war blauäugig und hatte schöne, aschblonde Haare, während sonst alle braune oder schwarze Augen hatten. Unser Vater hatte grau-blaue Augen und schwarze Haare. Die Seifensiederei war hinten hinaus. Das war ein lieber Pate. Es hatte in seinem Garten so arge gute Birnen und wenn man gerade kann, wenn Tante nicht da war, so steckte er einige in den Korb zur Seife. „Darfst's aber der Tante nicht sagen“. Die hatten mit ihren Kindern // auch nicht viel Glück. Die Mutter verzog sie zu sehr und Onkel mußte schweigen. In Schorndorf waren 2 Töchter verheiratet, Tante Rickele an Lederfabrikanten Christian Breuninger, deren Enkel heute noch



Das Haus des Seifensieders David Übelmesser (heute Marktstraße 26) um 1905. Hier wohnte Oma Regine bei ihrer Tochter Luise und konnte von ihrem Fenster im 1. OG den ganzen Marktplatz überblicken.

die Fabrik haben. Onkel Christian war sehr fromm. Im Alter wurde er sehr krank, er konnte nimmer gehen und hatte einen Diener, aber im Umgang mit Gott war er vollkommen klar. Dann noch Tante Karoline, mit Präzeptor Rösler verheiratet. Die hatte ein Internat, ein Haus voll junger Buben und noch eigene dazu, denen es allen gut ging. Großmutter starb nach meiner Mutter am 21. 6. 1878. Das Haus gehört [heute] Seifensieder Reutter. An Weihnachten und Ostern gingen wir bei Großmutter leer aus, von den Paten bekam jedes eine Kleinigkeit und einige Gutsle und schöne Stücke vom Konditor an den Baum. //

4. Brief, ohne genaue Orts- und Zeitangaben, aber wohl kurz vor Weihnachten 1943¹⁵

Weil der Christtag kommt, so erzähle ich von Weihnachten. Da war natürlich große und lange Freude darauf. Unsere Mutter konnte so erzählen als Abends oder Sonntags und sie sang so viel mit uns und da verstand sie es so, das Christkind uns recht lieb zu machen, trotzdem es keine großen Geschenke gab. Jedes lernte auch ein oder zwei Weihnachtslieder, auch sonst das Jahr durch lernten wir immer Lieder und bekamen dann 20 Pfg oder irgend sonst etwas. Aber jetzt muß ich Euch darunter hinein etwas anderes erzählen. Ich bekam einem 5 Pfg von einem Herrn, zu uns kamen ja so viele und weil wir kein Kontor hatten, so kamen sie alle in die Stube. Manche Herrn brachten und etwas Gutes mit, als die 5 Pfg. Da riet mir Sigmund und ich hatte natürlich auch große Lust: Da kaufst Roxle dafür, ich geh mit Dir. Dann sind wir aber nicht zum nächsten Konditor, sondern hinauf in die Bahnhofstraße zu Müller und da erstanden wir um 5 Pfg Roxle. Ganz wohl wars mir nicht dabei, aber ich zeigte sie Mutter. Liebe Zeit, bekam ich Schläge, so hatte ich noch nie bekommen. Ich saß unterm Tisch und jammerte, aber Zeit meines Lebens habe ich mit keine Schleckerei mehr gekauft. Hatten wir aber Husten, so ließ sie gleich Hustenzucker holen und losen, auch Kandiszucker.

Nun zum Christtag. Am heiligen Abend bekamen unsere Gerber ihre Geschenke in Geld oder Backwaren. In den Brotnäpfen wurde es hineingerichtet, aber alles in ansehnlicher

Größe, ein Schnitzbrot, ein Gugelhopf ca. 10 Butterbretzeln. Dann machten die älteren Geschwister einen Baum, wir // waren natürlich im Bett. Das Gärtchen war wie das Eure, nur anstatt rechtem Wassersee ein Spiegel, aber sonst wie bei Euch; einen reichgefüllten Kaufladen, Backstuben, eine wunderschöne Küche und nur für Weihnachten, also alles wunderschön und reichlich, einige Spiele und Bücher. Am Weihnachtsmorgen weckte uns Vater, solange es noch Nacht war und wir sprangen in unseren Schlafröcken hinunter und durften die Herrlichkeiten besehen. Aber dann eiligst gewaschen und fertig gemacht. Derweilen stand auch der Kaffee auf dem Tisch mit Gugelhopfen und nach der Andacht kamen die Gerber und tranken Kaffee mit Gugelhopf. Dann durften wir spielen und abends war erst rechtes Weihnachtsfest, sobald man den Baum anzünden konnte. Dann wurde viel gesungen, wir Kinder auch unsere Sonntagsschullieder, die gelernten Lieder vorgetragen und Vater las das Weihnachtsevangelium. Derweil war allerhöchste Zeit zum Nachtessen und für uns dann zum ins Bettgehen. Es kamen ja noch mehr Tage.

Die Sonntagschule feierte meist am 3. Feiertag Weihnachten. Das war auch sehr schön im großen Rathaussaal. Das waren 2 mächtige große Bäume, alle Gruppen der Schule mit ihren Lehrern oder Lehrerinnen, der Pfarrer und das wurden die Verheißungen im alten Testament vorgetragen, viele Lieder gesungen und zum Schluß bekamen wir alle ansehnliche Geschenke und Backwerk. Ach[,] waren das frohe Tage. Wir hatten über diese Tage auch immer Besuch. Paul kam und abends waren die verheirateten auch da, ausgenommen die Welzheimer. Wie Mutter nimmer da war und nach und nach die älteren sich verheirateten, wurde das Fest gerade so gehalten. Sie kamen Alle, nur unser Vater saß dann in der mittleren // Stube und weinte gewöhnlich. Er war nicht dazu zu bewegen, zu uns zu sitzen. Über das Erscheinungsfest blieb alle Herrlichkeit in den Stuben, aber dann wurde alles schön geputzt und gut verpackt. Was Eßbares am Baum war, wurde verteilt, wir brauchten den Platz notwendiger wieder.

Dann kam bald Fastnacht. Ungezählte Fastnachtsküchlein mußten da gebacken werden. Jeder der Gerber bekam 15 Stück und abends

¹⁵ Vgl. den ersten Satz!

gabs zum Nachtessen auch einige große Platten voll, anstatt Wurst. Trotz der Haufen blieb fast nichts übrig auf die nächsten Tage.

Ostern bekamen wir ja so viel Eier, daß wir im Haus keine kriegten, auch die Gerber nicht. Daß natürlich die Leidens- und Ostergeschichte in den Tagen abends gelesen wurden, ist selbstverständlich und solange Mutter lebte, es uns eindringlich erzählte, ist klar.

Das Jahr hindurch wurde kein Kuchen oder Hefekranz gebacken, kaum an einer Konfirmation einen Hefekranz, da wurde niemand eingeladen.

Jeden Sonntag ging Vater in die Kirche, ebenso die Brüder, die aus der Schule waren. Die Mutter wechselte mit der Magd ab und ich mein immer, so eine schöne Mutter hätte niemand wieder, wenn sie im Festkleid in die Kirche ging. Als ich aus der Schule war, wechselten ich und Mathilde auch so ab. Da hatten man noch seinen Platz in der Kirche, gekennzeichnet durch ein Messingschildle. War Vater je verhindert in die Kirche zu gehen, so las er eine Predigt. Das war aber für uns furchtbar, wir gingen doch nachher in die Sonntagsschule, doch auf die Gasse springen, durften wir nie während Sonntags vormittags Gottesdienst war.

Nach der Konfirmation war alle 4 Wochen Kinderlehre in der Kirche, Mittags um 2 Uhr, 2 Jahre lang. Ich ging aber gern hin, der Pfarrer konnte // es kurzweilig gestalten und weil ich von daheim immer damit Berührung hatte, so hatte ich Freude an dem Frage- und Antwortspiel. Sonntag Abends wurde viel gesungen, wir hatten alle gute Stimmen, die älteren gingen in Jünglingsverein und lernten dort viel neue Lieder, die wir zu Hause auch bald konnten. Markus mußte oft Solo singen, wenn sie ein Fest im Verein hatten oder deklamieren. Der war überhaupt sehr tüchtig in allen Fächern. Reallehrer Günter hatte zwei leibliche Töchterchen und die starben miteinander an Diphtherie. Ihr Vater wurde dann gemütskrank und konnte in der Schule ungezählte Mal wiederholen: Gibt es einen Gott, nein, es gibt keinen Gott usw. Dann hatte er Markus beauftragt, wenn das käme, solle er Schule halten. Es mußte dann aber aussetzen.

Reallehrer Günter besuchte Vater einigemal während Markus letzten Schuljahren und sagte

er solle ihn doch Pfarrer werden lassen, was Markus immer wollte, aber Vater war nicht dazu zu bewegen. Ich weiß nicht warum. Wäre vielleicht besser gewesen, als daß er Gerber geworden ist. Jeden Werktag abend hatten wir Stunde von einem Lehrer von 5-6 Uhr, wo wir unsere Aufgaben machen durften und sonst noch dies und das lernten. Er wurde wöchentlich bezahlt und bekam jeden Abend ein Glas Wein oder Most, was er gerne wollte, meistens tranken sie Most. Wir Mädchen hatten Mittwoch Nachmittag Strickschule, wo wir alle Handarbeiten gründlich erlernen konnten. So waren wir als ganz wenig uns selbst überlassen, doch hatten wir noch manche Stunde zum Hopfen, Springen und Spielen, Mathilde mit ihren Freundinnen konnte so spielen. // Ich wollte immer mit und sie mußte mich immer mitnehmen, wenn auch ungerne. Ich war so verzagt und sie konnte wie ein Bube Sei[ll] laufen (Stangen im Garten), krebseeln und wie Schlittenfahren, kurzum alles, gerade so fein konnte sie auch mit den Doggen spielen oder fangerles und stelzenlaufen und wie die Spiele alle hießen. //

5. Brief, ohne Orts- und Zeitangaben, wohl Vorfrühling 1944¹⁶

Ich meinte, ich wollte Euch von Onkel Andres erzählen, aber es ist so manch trauriges dabei und verschiebe ich das auf das nächste Mal. Weil jetzt der Saft in den Bäumen geht, so will ich Euch eine Begebenheit erzählen, bei der ich aber nicht beteiligt war und zwar in Gedichtform von Markus, der Mittäter war.

S' ist a me Sonntag gwä,
Der Eberhard sagt zu mir:
Du heut Nachmittag ist Kinderlehr,
Do gehen mir net drzua.

Jetzt standet Bäm im ersten Saft
Und Pfeiffa ganget guat,
Ond wenn du daper helfa klopfst u. schaffa
So kriega mer Pfeiffa gnug.

Du sagst mir aber net wenn d' Mutter fragt,
woher?
Sonst kriege mir net wenig Wichs -
Und Pfeiffa hemer khet.

¹⁶ Die Datierung ergibt sich aus der Aussage, dass jetzt der Saft in den Bäumen geht.

Kei Wort sag i, i gang au mit.
Kaum hemmer druf der Löffel gwischt,
send mir im neue Sonntagskitt –
schnell zur hintere Tür nausquitscht.

Wohl hat uns 's Herz net wenig klopf,
Ond om so schneller semer grennt –
Vom Haus a immer em Kalopp –
Bis naus dort an die Pappelbämm.

Der Eberhard, der klettert –
gleich uf daa schöns Bomm
Ond schneidet Pfeiffastecka –
lang, grad, ond kurz ond kromm. – //

Druf als er gnug hat gschnitta,
Ond wie er ra will gau, –
Das ist er hanga blieba,
hat Hosa halbo doba glau. –

Jo, jo was wird dao d' Mutter sage,
do wern mir net schlecht geschmäht.
Dr Schluß vom langea Roata
Ist: Des word hehlings gnäht.

Druf hemmer tapfer klopf.
Als wär des 's wichtigst Geschäft –
hent dreht, het Köpf und Zapfa gstopft,
hent blosa schön Duett.

Bald hemer große Auswahl geht,
Dr Größe noch sortiert
u. noch em Klang dr Tö!
Druf sen mer hoim maschiert.

Ganz langsam uf dr Straßoa,
Koiner hot oa Wortle gschwätzt,
Vor Angs hent mer fest Blosa,
Ans Haus na, gehn mer jetzt.

O Schreck, doa steht dr Vatter
Vor dr Tür ond passt –
Ach Gott, was wöllet mer saga,
Uf Schläg hent mr ons gfasst.

Mit Zaudroa grausig bang
hat koiner z'erst gewöllt nei.
„No bsennt uich net so lang“
heißt`s doa no marsch doarnei. //

Dr Vater goth voraus end Stuboa
schon hent mer gwußt, was kommt.
D' Pfeiffoa hent mr vor verschoboa,
Daß koine jo abhandoa kommt.

Ond nei „Wo hent er eure Pfeiffoa,“
Dr Vatter oguat foroagt,
Was doa me müäßt em zeigoa –
onser Geschäft vom Noachmittag –

Dr Eberhard dia Pfeifa langt,
Ond legt se u doa Tisch,
Em Eberhard mit guatoam Schwang,
Hat er net schlecht ausgwischt. –

Wie doa doa Pfeiffa pfeiffet
En seltsam schönem Ton,
Ond wie se so en Fetzoa reißet,
I sag euch, des ist net no so.

I han scho glaubt, i schlupf
Und krieg von Pfeiffaschläg
heu x, kaum han i aber ume guckt –
so hat er mi am Krips. –

Mir denkt's no grad wia heut,
Wie mir die Schelfoa fitzet om doa Kopf
Ond wioa dr Vatter grausig schreit:
Du miserabler Tropf. –

Die Sponda und dioa Zapfoa,
wiea dioa em Wirrwarr flieget
Von onserer harte Köpf abglatschet
And Fenster ond and Spiegel.

Des tuoat mi heut no freue,
ond vollends wia mr uf dioa Pfeiffoa tanzt.
Ondälles bloß wegoa den oine,
weil d' Kenderlehr mir gschwänzt. //

Doch, was i seither oft scho denkt,
Ond was i no will sagoa:
Des was der Mensch
em Oghorsam voollbrenge
mit dem wird er au später geschlagoa.

Jetzt will ich was anderes erzählen, daß Ihr seht, was für eine treue Mutter wir gehabt haben. Ein Bub aus der weiteren Nachbarschaft wollte uns kleinen zu etwas ganz Schlechtem verführen. Wir waren aber zu dumm dazu und ich ging zur Mutter und erzählte es ihr. Da war sie sehr betrübt. Sie kochte eben zu Mittag. Als wir nun gegessen hatten, nahm sie uns kleine, schulpflichtige hinauf in das Zimmer der Buben. Da kniete sie nieder und wir mußten um sie herum knieen und da betete sie mit uns und für uns. Keines von uns wird da je verges-

sen haben und ihre lieben Ermahnungen dazu. Ihr könnt Euch denken, daß wir Kinder sehr verlassen waren, als sie für immer von uns gegangen war. Vater hatte uns auch sehr lieb. Er ließ jeden Morgen vor dem in die Schule gehen jedes sein Gebet hersagen und Abends legte er gewöhnlich seinen Arm um uns herum und gab uns einen Gutenachkuß. Mutter kam in unsere Schlafstuben und betete dort mit uns. Markus betete so gern: „O Durchbrecher aller Bande“, das ganze Lied.

Mutter hatte Zeit für uns Abends, als noch einen Geschichte[,] und das war schön. Vater legte oft auch tagsüber seinen Arm um mich und sagte, „mein armer Tropf“ und gab mir oft ein Schlückle Wein. Ich war ein Dürftsele, wie man so sagt, einer der kleinsten Konfirmanden und erst mit meinem 16. Jahr kam ich ins richtige Wachstum. Wenn wir unartig waren, gabs gewöhnlich Datzen. Ich erinnere mich aber nicht, von Vater welche Bekommen zu haben, während ich von Mutter einigemal auf den Hintern bekommen habe. Lügen durfte man nicht, ja, was ja // und nein,¹⁷ was nein ist. Vater und Mutter hätten es einem doch angesehen. Das Wandern und Spaziergehen kam damals erst in Mode. Vater lief gerne Sonntag nachmittag hinaus und besah einen Acker und freute es ihn immer, wenn man mitlief. Wir waren aber viel im Garten vor dem Haus oder im hinteren Garten und gewöhnlich war Mariele mit ihren Kindern da. Langweile gabs nie. Wir lasen alle gern. Vater hatte auf einige Kinderzeitschriften abonniert, die dann eingebunden wurden.

Anwortbrief an Manfred,
diesem Brief angeschlossen.

Wir hatten Wäsche. Ich kann freilich das nimmer selber tun, aber hinrichten und beihelfen und an einem Freitag Abend und Samstag mittag machts Otti fertig. Vor allen Dingen hat mich Dein Schreiben über meine Schwester Mathilde gefreut.

Schon als Kind fühlte ich, daß sie viel gescheiter war als ich und sie mußte mich ja immer zum Spielen mitnehmen. Ich kann mit aber nicht denken, daß sie einmal grob oder wüst gegen mich gewesen wäre, sondern sie war die liebevollste Beschützerin, trotzdem ich oft hinderlich beim Spielen war. Sie war mir die treuste Schwester bis zu ihrem letzten



Frau Johanna Henningers Sohn Manfred.
Selbstbildnis aus dem Jahr 1929.

Atemzug – Mutter Pflege –. Und was ihre Gewissenhaftigkeit betrifft, so hast Du recht, nur aus dem Christentum heraus konnte sie so sein, fast so arg, daß fast die eigene Familie darunter litt. Ich muss aber doch von den Konkursen schreiben. Bei Rächles kamen 70 % heraus. Das war ja Blödsinn, so in Konkurs zu gehen, anstatt abzumachen, aber Ernst war ja besessen darauf. // Die Gläubiger wären bestimmt mit Freuden bereit gewesen und hätten ihnen sofort wieder Waren geliefert, weil sie beider Gesinnungsart kannten. Dann wären diese heillosen Kosten erspart gewesen. Dann aber hat Mathilde und ihr Mann jedem Gläubiger die 30 % vollends ausbezahlt, so wie es die Geschäftslage erlaubte und dann wurde an die Gemrigheimer 1/2 Millionen abgetragen. Wie dann Paul to<d> war, so stellten die Söhne noch jeder eine Forderung von 40 000 RM an Schwager Wilhelm. Doch da konnte dann Wilhelm mit einem Anwalt die Sache ins reine bringen. Das erlebte ja Mathilde nimmer. Gott nahm sie weg aus diesem Kampf. Es war genug. //

¹⁷ Tippfehler: neun.



Die Färberei Andreas Dorn an der Sulzbacher Brücke um 1875.

6. Brief, ohne Orts- und Zeitangaben

Heute kommt Onkel Ändres und Tante Lisabeth mit ihrer Familie und Haus dran. Da muss ich aber zu der Geburt von unserer Mutter zurückgreifen. Ihre Mutter war eine geborene Pfitzenmaier und Onkel Ändres Mutter ebenfalls, Geschwisterkinder? Als Mutter zur Welt kam, machten es die Mütter miteinander aus, daß die zwei einander später heiraten. Das war nun alles recht und gut, aber als unsere Mutter als junges Mädchen mit einigen Stundenleuten von einer Extrastunde von Oppenweiler heimkehrte, begegnete ihnen Ändres und dieser liebe junge Mann grüßte nicht. Das tat unserer Mutter sehr weh. Und als in nächster Zeit unser Vater um sie anhielt, so gab sie ihm ihr Jawort. Ändres musste dann ihre Schwester Elisabeth heiraten. Onkel Ändres Hausstand auf der Brücke, also in unserer nächsten Nähe, unten die eingerichtete Färberei, im 1. Stock der große Laden (zu seiner Zeit), hinten hinaus Wohnzimmer, Schreibstube und ein sehr schönes Zimmer mit Klavier – Uhr, dann die Schlafstuben und Küche. Der nächste Stock waren auch allerhand Stuben und Magazin, der Murr

zu, hinten waren Altane zum Trocknen angebracht. Onkel war ein durchaus tüchtiger Geschäftsmann als Kaufmann und als Färber. Er bedruckte den Leuten Seidestoffe mit schönen Blumen und seine schön orange gefärbten Gerberschürzen mit grünen Bändeln versandte er in aller Herren Länder bis nach Amerika. Sein Enkel verkauft und verschickt heute noch und die Gerber in der Schweiz werden auch solche tragen. Er war sehr groß, sehr umgänglich, konnte mit hoch und nieder gut verkehren, er trug dichte, lange Haare, der damaligen Sitte gemäß bis zur Achsel fallend. //

Außer Stoffe, keine wollenen, hauptsächlich Zeugle und Bettbarchent, die er selber weben ließ, Druckkarton, Wolle und Garn, Kurzwaren und dann alle Spezerei waren im Laden vorhanden. Tante hatte mit einem Fräulein mehr wie genug Arbeit, hauptsächlich Wochenmarkts, wenn die Bauersleute einkauften und ihre¹⁸ Tuche und Kleider zum Färben brachten. Ich schlüpfte oft geschwind hinüber. Onkel hatte so eine Freude an mir, weil er keine Kleinen mehr hatte. Er warf mich in die Höhe und fing mich wieder auf: „Du bist meine kleine Zahnluckenkönigin usw.“ Dann zuletzt füllte er

¹⁸ und ihre irrtümlich doppelt.

mir ein Gückchen mit Kandiszucker und ich nahm Abschied. Adelheid war die jüngste, 1 Jahr älter wie unsere Mathilde und ihre gute Freundin Anna war so alt wie Mariele. Warum sie nicht heiratete, ist mir heute rätselhaft. Sie war ein sehr gut erzogenes, sauberes Mädchen. Geld war doch auch genug da und nach allem, was auf sie wartete, wurde sie eine versauerte alte Jungfer.

Julius war so alt wie unser Ernst. Die waren miteinander Einjährige,¹⁹ auch Eduard Breuninger (Großfürst) in Ludwigsburg.

Gustav war einige Jahre jünger, ein stämmiger, blonder Mensch, immer vergnügt. Der hatte die Gerberei erlernt. Julius war Färber, tüchtig wie sein Vater. Sie hatten mit der Zeit, als Dampfmaschinen aufkamen, das Geschäft mit Dampf eingerichtet. Die ganze Familie war sehr musikalisch, sie waren beim Liederkranz und wenn ein Fest war, so mussten Julius und die Mädchen mit Klavierspielen ihre Kunst zeigen. Wie ich 15 Jahre alt war, waren unsere Mena (Mädchen) und ich im Steinrain, nicht weit weg von Steinbach und holten Immergrün, um einen Gartenweg einzufassen. Als wir heimkamen, standen alle ganz verdattert da. Etwas ganz Schreckliches ist passiert. Gustav hat Blausäure getrunken. // Er sagte, der Teufel habe ihm keine Ruhe gelassen, er werde von Jesus nicht angenommen, er solle diesem Leben ein Ende machen. Es war furchtbar. Gerade war Dekan Kalchreuter bei ihm, den sie schleunigst geholt hatten, weil da Ärztekunst vergeblich ist. Dekan K. verstand es aber nicht, mit solch einem Verirrten zu reden, sondern kam mit Vorwürfen. Das machte er sich selber und er bat, holet mir unsere Katharine. Die war früher T. Helferin,²⁰ war Methodistin und hatte einen Laden in Maubach. Die wurde nun mit einem Fuhrwerk schleunigst geholt, die betete und tröstete ihn. Gott half ihr, die rechten Worte zu finden und er konnte im Glauben an Jesus seine Augen schließen. Schächer am Kreuz. Nun war es aber so, Selbstmörder durften nicht christlich beerdigt werden, keinen Pfarrer, kein Geläute, einen Platz an der Mauer. Beim Vesperläuten hatte der Sarg schon einen Vorsprung. Die Leidtra-

genden hatten sich schon vorher zum Kirchhof begeben und beteten. Dann einige erlaubte Gebete. Das war alles.

Es war furchtbar zum Miterleben. Einige Zeit vorher gingen Mathilde und ich Sonntag Nachmittags zur Kirche, wo irgend etwas Extras war. Er sah gerade zum Fenster hinaus. Wir lachten einander schon von weitem zu. Wo geht ihr hin so schön geputzt? Fragte er. Komm geh auch mit, das und das ist in der Kirche. – Ha, betet dann auch für mich, wenn betet wird. Wollen wir tun und unter beider Lachen gingen wir weiter. Für Onkel war das ein arger Schlag. Er starb bald darauf nach kurzem Krankenlager.

Bemerk. Geb. war so²¹ noch jung, Vater ist 2. Sept. 1821 sie ist 1830 geb. Hochzeit 19. Nov. 1849. //

7. Brief, im laufenden Text datiert auf 4. Februar [1944]

Ich will an Onkel Ändres weitermachen. Das Erlebnis von Gustav habe ich erzählt und daß Onkel gestorben ist. Nun kam die Zeit, daß Julius heiraten wollte und da hat er sich ihr Dienstmädchen Rickele?²² Bleßing, eine Tochter vom Nachtwächter und Schuhflicker, auserkoren, sie hatte nur den Fehler, daß sie von so ganz armen Eltern stammte, sonst war sie ohne Tadel. Da gab aber Tante ihre Einwilligung nicht, trotzdem Julius sehr an ihr hing. Sie gebar dann noch ein Mädchen, aber heiraten durften sie nicht. Sie heiratete später einen Mann, der in der Schuhfabrik Stelzer beschäftigt war.

Als dann eine Zeit vergangen war, so entschloss Julius sich, Lisette Leßlauer, eine Kleidernäherin, deren Vater am Amtsgericht Diener war, zu heiraten. Da war aber dasselbe. Der Tante war Lisette wieder nicht ebenbürtig genug. Dadurch kam Julius so in eine Wut hinein, daß er die ganze Werkstatt mit samt dem Dampfkessel zusammenschlug, so daß die Färberei auf Monate unterbrochen war. Er heiratete nun Lisette und das muss man sagen, daß er gar keinen schlechten Griff gemacht hatte. Sie brachte das Geschäft wieder in Bälde hoch. Die Färberei wurde wieder eingerichtet, was natürlich viel Geld kostete. Sie machte nun den

¹⁹ Junge Männer, die die Mittlere Reife hatten, waren im Kaiserreich berechtigt, einen auf ein Jahr verkürzten Militärdienst als Reserve-Unteroffizier- oder Reserve-Offizierbewerber abzuleisten.

²⁰ So im Text! Bedeutung nicht klar!

²¹ Statt so steht – wohl irrtümlich – *slo* im Text!

²² Fragezeichen so!

Frauen ihre gewaschenen Vorhänge auf neu und wo sie etwas verbessern konnte, tat sie es. Sie bekamen einige Töchter und einen Sohn, der jetzt das Geschäft hat. Eine ihrer Töchter starb vor einigen Jahren an Magenkrebs als Frau vom Bürgermeister in Dußlingen. Eine Tochter von dieser ist an Fabrikant Pflumm in Tüb.[ingen] Verheiratet. Einer Tochter, die nicht zum // Heiraten kam, hat Lisette im oberen Stock eine Garn- und Wollhandlung und Strickwarenverkauf abgegliedert. Sie hat ihr gutes Einkommen. Ihr Sohn Otto hat eine Frau geheiratet, deren Mutter eine geb. Pfitzenmaier vom Schafhalter²³ (Zweig Pfitzenmaier) war. Lisette hat während des Krieges ihren 80. Geburtstag gefeiert. Ob sie noch lebt, weiß ich nicht. Julius starb schon vor längerer Zeit. Tante Lisbeth hatte sich von all diesen Vorkommnissen ein Herz- und Gallenleiden zugezogen, an dem sie starb. Man muss ja sagen, daß die bürgerliche Einstellung dazumal viele Mängel hatte, aber Tante hat sich damit selbst ihr Leben vergällt. Ernst (Bruder von mir) hat sich ja auch in Nane verguckt und unser Vater besann sich lange genug, bis er sein Jawort gab, weil sie fast mittellos war. Daneben aber war ihr ein Herrschergeist angeboren, sodaß sie bald der Walkgeneral geheißt wurde und in der Familie Schaden anrichtete. Heute 4. Februar habe ich gehört, daß die Tochter von Adelheid Veil geb. Dorn²⁴ gut verheiratet ist und daß sie nach 15jähriger Ehe eine Tochter bekommen hat, die Adelheid getauft wurde. Adelheid selbst ist alt geworden.

Mit meiner Mutter durfte ich auch etlichmal nach Erbstetten zum Vetter Pfitzenmaier, der unserer Luise Pate war. Der war ein sehr lieber Mann, war Apotheker, hat sich aber in Erbstetten einen kleineren Bauernhof angekauft und trieb diesen um. Seine Frau war eine geb. Dorn und bekam in den Wechseljahren beinahe lahme Füße und war immer im Sessel oder im Bett. Er kochte und ich wunderte mich als Kind über die Zusammenstellung des Essens. An der Kirchweih haben wir aber vielen guten Kuchen // mit heimgebracht. Bei uns wurde ja nie gebacken. Da waren 2 Söhne, einer studierte und der andere „Eugen“ übernahm den Hof und eine Tochter Lydia, die mit unserer Mathilde zusammen zur Schule ging. Eine Tochter von Eugen ging mit unserer Johanna in die Mittelschule.

Erbstetten kennst Du ja Manfred, wir kamen viel in den Stern und einmal derweil wir uns unterhielten, habt ihr 33 Bretzeln gegessen. – Dann das Wandern war dazumal nicht Mode. Das kam erst auf, wie ihr aus der Schule wart. Wir zu Hause machten mit Vater Spaziergänge auf die Äcker. Unser Mitgehen freute ihn sehr. Aber wir hatten ja unsere Gärten, wo überall Bänke und Schaukle angebracht waren und gewöhnlich war Mariele mit ihren Kindern da. Lange Weile gabs nie. Vater hatte auf einige Kinderzeitschriften abonniert, die dann eingebunden wurden und Spiele hatten wir auch viele und oft spielte Vater Damenbrett oder Mühle mit einem gerne. Der Sonntag war meistens zu kurz für uns.

Dann war ja alle Jahre eine Taufe in Welzheim, wobei Vater auch Pate war und da durften wir immer mit, soviel als Platz in der Chaise war. Das war sehr schön, über Allmersbach, dann kam der hohe Berg, da stiegen wir alle aus und liefen, bis der Berg erstiegen war. Dann gings wieder hinein ins Chaisle, über Rudersberg, dann kam wieder ein großer Berg, ganz durch den Wald. Da wurde wieder gelaufen und nun gings noch an Sklavenbach (Klaffenbach) mit seinem Wasserfall vorbei Welzheim zu und an der Kirche mit den großen Linden war das Lohß'sche Haus. Abends reiste Vater gerne noch bei Tag weg; aber Winters musste eben die Nacht genommen werden, was weniger schön war als die Morgenfahrt und // man konnte da auch nicht aussteigen und das Gäule musste uns langsam die Berge hinaufziehen. Wir brauchten zu solcher Fahrt immer 4 Stunden. Vater machte die Reise als zu Fuß und da brauchte er kaum 1 Stunde mehr. Aber schön war es, dieser herrliche Wald und die ganze Natur. Jetzt kann man die Bahn benutzen, aber wenn ich mich recht erinnern, so haben wir anno 1938 auch 4 Std. gebraucht, weil die Bahn nicht über die Berge geht. Da wäre es besser gewesen, wir wären über Murrhardt.

8. Brief, ohne Orts- und Zeitangaben, im laufenden Text lokalisiert auf Tübingen und datiert auf 12./13. April [1944]

Es wird kein Fehler sein, wenn man die Gegenwart vergißt und ein wenig in die Vergangenheit geht.

²³ Hier am Rand eingefügt: der Bruder mr. Großmutter Müller geb. Pfitzenmaier.

²⁴ Der gesamte Name unterstrichen.

In unserem Haus gabs noch allerhand Bekannte. Da war, ehe Lehrer Bauer bei uns wohnte, der David Vetter im I. Stock wohnhaft, er war sehr groß und schlank, weißhaarig, sie war einen Kopf kleiner, ein tätiges besorgtes Fraule. Die hatten zwei Söhne, die aber nur hie und da zu Besuch waren und eine Tochter Emilie. Die hatte schwarze krauße Haare, wie die Deinen früher waren, Manfred. Die hatte eine schöne Stellung in Offenbach. Aber was für mich so unvergesslich ist, die hatten beim Vesper immer einen Viertelslaib Emmenthaler Käse neben dem Brot liegen und wurde davon heruntergesäbelt. Manchesmal bekam ich auch ein Schnittle davon.

Unserem Vater durfte ich hie und da für 6 Pfennig Backsteinkäse holen. Ob er in unserem Haus noch gestorben ist, weiß ich nicht mehr.

Oben im II. Stock wohnte unsere Käsebase. Die war früher an einen von Hofen verheiratet, was auf mich Eindruck machte. Sie war aber sehr arm und lebte von uns. Ein Kochöfele mit 4 Füßen war im Zimmer aufgestellt. Sie aß immer unten. Sie half gerne in der Küche und überall so gut sie konnte. Aber einmal kam Vater dazu, wie ihr ein Wassertröpfle von der Nase in das zu putzende Gemüse fiel und dann untersagte Vater das Helfen. Die starb bei uns. Die Beerdigung war an dem Tag, wie die Bahn nach Murrhardt eröffnet wurde, wenn ich mich noch recht erinnere.²⁵

Dann war im Geschäft noch ein alter Breuninger Vetter Ludwig beschäftigt, // der war ein ungueter Mensch mit einem krummen Fuß, klein, den Vater eben so helfen ließ. Ernst sagte einmal zu Vater, jetzt schicke mir aber einmal diesen boshafte Menschen aus dem Haus, nicht nur, daß er nichts arbeitet, daneben schimpft er fortwährend bei den anderen arbeiten über Dich. Da sagte Vater: Weißt Du nicht, daß er noch seine alte Schwester Nane zu Hause hat, die nichts mehr verdienen kann und auch essen will?

Die Versorgung der Armen und Alten lag noch ganz im Argen zu damaliger Zeit. So viel ich weiß, hat da Bismarck den ersten Schritt getan.²⁶ – Die Leute kamen eben ins Armenhaus und brachten sich mit Betteln durch. Das gabs ja unermesslich viel und wieviel bettelnde

Handwerksburschen. Den Kriegsverletzten blieb als auch nicht viel anderes übrig als zu betteln, vielleicht mit der Drehorgel oder mit sonst etwas, oder mit Singen. Zu uns kam jeden Mittag einer mit einem Stelzfuß. Luz hieß er und wartete auf der Treppe, bis das Essen ihm verabreicht wurde. Daneben saßen immer noch einige Kinder mit ihren Häfele, ob nicht auch noch ein Teller voll für sie da war. Das war alles ganz selbstverständlich. Und wie war Vater mit seinen Gesellen. Er hatte Eselsgeduld mit ihnen. Da hatte es welche darunter, die meinten, der Sonntag reiche nicht aus, sich voll zu trinken und machten blauen Montag. Da war unser Schwager, wie ermahnte ihn Vater, wenn er nüchtern war und es war ihm immer so leid und er versprach es unter Tränen, nicht mehr zu trinken. Zuletzt kamen sie überein, daß ihm Vater nur wenig Geld gab und es ihm zurücklegte, bis er einen Anzug oder sonst was er brauchte, kaufen konnte. Es wurde besser und dann // holte ihn immer jemand ab von der Heilsarmee. Da lernte er ein tüchtiges Mädchen kennen, die ihn dann heiratete.

Ich habe einmal unsere Magd Karlene eine wüste Denge geheißt. Ich musste sie um Verzeihung bitten. Es blieb mir gar nichts anderes übrig.

Den 13. 4. Gestern mittag Voralarm, heute Nacht 2 mal Voralarm, heute Mittag nach dem Essen – Otti wollte eben in Dienst – rechter Alarm. Die Flieger kamen aber nur zum Durchflug über Tübingen. Gott siehe Du darein.

Jetzt will ich noch vom amtlich bestellten Gänsehirtin, dem Gänsefritz erzählen und wie er uns geschwind in Aufregung bringen konnte. Er wohnte mit seiner Mutter auf dem Graben, hatte einen Stelzfuß, einen beinahe lahmen Arm und ein schiefes Auge. Er konnte aber tüchtig springen, vielmehr hopfen – hopeln, eine Peitsche in der Hand und ein Kuhhorn umgehängt. Schon von weiter Ferne hörte man ihn hupen. Da taten die Frauen ihre Gänseställe auf und die Gänse kamen in hellen Haufen zur Herde. Der Gänsewagen war draußen, wo der Weg in die Pläisien²⁷ und Seehof und Platte abbiegt, mitten durch den Eckartsbach. Abends brachte er sie wieder heim, das war ein Geschnatter und Geflatter, bis sie zu Hause waren.

²⁵ 11. April 1878, vgl. Helmut Bomm, Gerhard Fritz, Sabine Reustle, Rolf Schweizer: Backnanger Stadtchronik. Backnang 1991, S. 138.

²⁶ Diese Aussage bezieht sich auf die Einführung der Sozialgesetze durch Bismarck seit den 1880er Jahren.

²⁷ Gemeint ist: Pläsier.

Und da war's einmal, wir kochten zu Nacht, ich werde schon 16 Jahre alt gewesen sein, Vater war in der Küche, da kam der Gänshirt hereingestürmt „Bei Euch brennt's im 3. Stock!“ Das wäre in unserer Kornkammer gewesen und wir sprangen so schnell wir konnten hinauf. Als wir aber aufschloßen, war nirgends Feuer, aber die Sonne ging gerade gegenüber blutrot unter und das gab das Leuchten in den Fenstern. //

Aber das Brennen im Haus kam doch bald hintendrein trotz aller geübten Vorsicht. Wir lagen im ersten Schlaf, da klopfte es an allen Türen „Bei Euch brennt's“ (Unser Haus war nie verschlossen). Und als wir die Türe öffneten, war ein solcher Qualm und Rauch, daß man nichts mehr sah. Einige Nachbarsöhne kamen von der Turnstunde und hielten noch einen Schwätz an unserem Lohhaufen. Da meinten sie, ha die Postgerbers Mädle sind heut lang in der Küche und erstiegen den Lohhaufen und merkten, daß es Feuer ist. Wir hatten noch zwei Zuber mit Waschbrühe in der Küche stehen, die wir zum Putzen nehmen wollten und unsere Gerber, die unten schliefen, nahmen sie und warfen's ins Feuer, um gleich wieder am Bach neues Wasser zu schöpfen und so wurden sie des Feuers bald Herr.

Aber wie sah unsere Küche aus. Wir hatten doch lauter Zinngeschirr, ca. 30 Teller, viele kleinere Schüsseln und Platten waren verzinnt, das alles lag in Klumpen. Mobiliar fast verbrannt. Es war ganz traurig.

Zu allem hin mußte Vater noch Strafe bezahlen und anstatt unserm schönen Zinngeschirr kauften wir lauter weißes Emaillegesirr, wie uns der Kaufmann riet.

9. Brief, ohne Orts- und Zeitangaben

Nun will ich Euch noch einige Sachen schreiben, die ich aus einem Schreiben von Tante Luise entnahm. Max Lohß hat es mir im Konzept zugeschickt.

Luise hat einen Lebenslauf ihren Kindern geschrieben. Meine Schwester Luise hat noch den Wasserehle gekannt, also unsern Urgroßvater. Er trug noch Lederhosen und Kniestrümpfe, schlank gewachsen. Er besaß unsern Acker im Größeweg und da hat er jedesmal in die alte Post hineingeguckt, wenn

er auf seinen Acker ist, er wird sich an seinen Urenkeln erfreut haben. Er hat auch die Bäume in unserem Garten mit unserem Großvater gepflanzt. Demnach ist Großvaters Geburtshaus am kalten Wasser, daher Wasserehle und Großmutter in der alten Post. Er starb im Alter von 82 Jahren.²⁸ Das war ihr längstes Denken.

Dann schreibt sie von der Großmutter, meines Vaters Mutter, sie habe so gerne gesungen. Dann habe er allemal gebettelt: Ach spiel nur noch ein Versle und schlug ein Lied vor. Da war sie als Kind sehr gern dabei. Wie sie ins Haus auf den Markt gezogen waren, kam Großvater noch fast jeden Tag heraus ins Haus und half die Häute trocknen usw. Er ist 1861 gestorben.

Dann schreibt sie vom Vater unserer Mutter, daß er ein sehr tüchtiger Weißgerber gewesen ist. Er gerbte Hosenleder. Das sei neu wie ein guter Samt, daneben rote, gelbe und grüne Felle. Einige Hundert Schafe hatte er auch nebenbei. Zur Schafschur ging er meist nach Göppingen und da hat er dann immer schöne Kleiderstoffe mitgebracht. In dieser Zeit kamen die Tuche auf und die Hosen von Leder wurden durch Tuchhosen ersetzt.

Die Großmutter mütterlicherseits hatte nach ihres Mannes Tod eine Bürgschaft eingegangen mit 1000 Gulden und die mußte sie 1899, eben in den Jahren, da unsere Mutter ausgesteuert werden musste bezahlen. Sie hatte aber eine tadellose Aussteuer und Geld mitbekommen. Ich achte ein Wandspruch mit dem Spruch von Sirach wäre oft angebrachter als sonst ein süßlicher, wie zu meiner Verheiratung so sehr mode war – Nimm dem sein Kleid, der für einen andern Bürge wird.²⁹

Da schreibt sie Mutter (unsere) und ihr Bruder wären auf den Marbacher Markt gefahren und hätten nicht für 1 Groschen verkauft.

Luise hat noch den Bruder dieses Großvaters Müller gekannt, David, der den russischen Feldzug unter Napoleon mitgemacht hatte. Er sei im Alter noch ein strammer Mann gewesen.

Großeltern Breuninger waren im Bad Rietenu und da durfte Luise mit Vater auch einigemale Besuche machen.

Anno 1854 war auch ein Teurungsjahr wie im vorjährigen. Vater war schwer darmliegend

²⁸ Die Angabe stimmt so nicht. Der Wasserehle starb im Alter von 80 Jahren am 7. 2. 1847. Luise Breuninger, verheiratete Lohß (geb. 19. 10. 1850), konnte ihn nur vom Hörensagen kennen. Für den Hinweis danke ich Rudolf Kühn.

²⁹ So unterstrichen!

geworden und konnte nimmer arbeiten. Aber er bekam das Amt, in der äußeren Stube Brote zu schneiden und jedem Hungrigen eines zu geben, unsere Äcker hätten in den guten Jahren gut getragen und so sei immer noch Korn dagewesen. Großvater war dann einstweilen im Geschäft.

Erläuterungen

Die Lebenserinnerungen bzw. die Briefe der beiden Autorinnen beziehen sich jeweils auf deren Kindheit und Jugend. Bei Johanna ist das die Zeit von etwa 1870 bis zu ihrer Heirat 1887, bei Luise die Zeit von 1890 bis etwa 1898, dem Jahr des Zusammenbruchs der väterlichen Firma. Die Kindheitserinnerungen Luises blenden die unangenehmen Aspekte des Lebens mit voller Absicht aus,³⁰ die neun Briefe Johannas thematisieren dagegen, weniger erklärend, auch die Sorgen und Nöte.³¹ Insgesamt kommen so in großem Umfang Informationen zum Lebensalltag im späten 19. Jahrhundert zusammen, die sich in keinen anderen Quellen finden lassen.

Lebenserinnerungen und Briefe gehören in den Bereich der so genannten Ego-Dokumente. Diese Quellengattung, zu der außerdem auch noch Tagebücher, Memoiren oder Aussagen in Gerichtsprotokollen zu zählen sind, genießt seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Geschichtsforschung. Insbesondere der Wiener Historiker Michael Mitterauer hat die Erforschung der Ego-Dokumente entscheidend vorangetrieben. Mittlerweile beschäftigt sich eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift (Bios) mit den Ego-Dokumenten, und die gesamte Historische Anthropologie (so zugleich auch der Name einer weiteren Zeitschrift), die ebenfalls maßgeblich von Mitterauer beeinflusst wurde, bedient sich der Ego-Dokumente als gern verwendete Quelle.

Die Welt von Luise Breuninger und Johanna Henninger, geborene Breuninger, war die Welt der kleinen Leute, der Kleinbürger, der Handwerker – die Väter waren Gerber –, der auch noch in der Stadt wohnenden Bauern und des kleinen, oft bitterarmen Anhangs der Handwer-

ker, also der Arbeiter und Tagelöhner. Diese Welt der kleinen Leute und die geschilderten Lebensumstände sind sozialgeschichtlich von äußerstem Interesse. Die Kernfamilien Luises und Johannas gehörten gewiss nicht zu den Ärmern in Backnang, sondern lebten – gemessen an den Verhältnissen – in relativem Wohlstand. Aber der Kontakt mit den Armen war doch alltäglich, und das soziale Gewissen der Breuningers nahm die Armut der Umgebung durchaus wahr.

Wohnverhältnisse

Was die Wohnverhältnisse angeht, so erweisen sich die Häuser und Wohnungen in einer heute kaum vorstellbaren Weise als überbelegt. Allerdings empfanden die Zeitgenossen diese Überbelegung als solche wohl kaum. Es wäre schlichtweg unhistorisch, wollten wir unsere heutigen Wohnnormen an das späte 19. Jahrhundert anlegen.

Das Haus der Breuningers war nicht klein. Aber es war angefüllt mit allen möglichen Leuten: dem Ehepaar und seinen neun überlebenden Kindern, vier Gerbern, die im Erdgeschoss gemeinsam ein Zimmer bewohnten. Auch im dritten Stock wohnten noch Gerber, außerdem die Dienstmädchen. Allerdings verheirateten sich die Geschwister schnell oder sahen zu, dass sie außer Haus unterkamen. Nachdem die Mutter Johannas verstorben war, versahen gelegentlich Haushälterinnen die Hausarbeit, *die blieben aber nicht in diesem Umtrieb*.³²

Johanna Breuninger weiß Ähnliches zu berichten: Eine Wohnung war erst an die Familie David Vetter, später an den Lehrer Bauer vermietet, regelmäßig waren 12 bis 15 Gerber zum Essen im Haus. Wegen der Gerber war es beim Essen so eng, dass die Kinder mit den eigenen Mahlzeiten warten mussten, bis die Gerber fertig waren. Die Unterkunft der Gerber war zu Johannas Zeiten aus dem eigentlichen Wohnhaus hinaus in die Fabrik verlegt worden. Immerhin besaß man aber zu dieser Zeit *ein Gärtchen mit einem netten Gartenhaus*.³³ Weitläufigere und weniger weitläufige Verwandte, die in Armut geraten waren, irgendwo ins eigene Haus aufzunehmen – so

³⁰ Kindheitserinnerungen S. 15 (ganz am Schluss).

³¹ Die im 5. und 9. Brief erwähnten Konkurse werden nicht hier, sondern in Rudolf Kühns Beitrag im selben Band des Backnanger Jahrbuchs behandelt.

³² 1. Brief. Vgl. zur dichten Belegung auch noch zu Luise Breuningers Zeiten: Kindheitserinnerungen S. 10.

³³ 8. Brief.



Das Ehepaar Johanna und Paul Henninger mit seinen Kindern um 1902. Rechts der spätere Kunstmaler Manfred und Otilie, der wir die Abschriften der Briefe ihrer Mutter verdanken.

die „Käsebase“, die im zweiten Stock des Hauses Breuninger lebte –, war im Normensystem des späten 19. Jahrhunderts offenbar noch selbstverständlich, auch wenn der alltägliche Umgang mit diesen mittellosen Verwandten keineswegs von Freundlichkeit geprägt war.³⁴ Nahm man arme Verwandte nicht auf, so sorgte man nach Möglichkeit doch für sie, indem man ihnen eine Arbeitsstelle im eigenen Betrieb verschaffte, wie dem Vetter Ludwig, der trotz seines unleidlichen Wesens geduldet wurde, nicht zuletzt auch, weil er zu Hause eine alte Schwester durchzufüttern hatte.³⁵ Die Familie hatte, weit über das heutige Maß hinaus, eine wichtige Funktion als Not- und Solidargemeinschaft, wobei sich dies keineswegs nur auf die Familie im Sinne einer Klein- oder Kernfamilie bezog.

Volle, geradezu überfüllte Häuser waren die Regel: In einem Nachbarhaus wohnten vier Familien.³⁶ Die Beschreibung der Nachbarschaft zeigt in bunten Variationen die Überfüllung der Häuser. Nicht selten bemühte man

sich, durch Vermietung auch der letzten Kammer ein wenig Geld zu bekommen: Das galt sogar für Leute, die eigentlich von ihrem sozialen Stand her zu den Honoratioren gehörten: Präzeptor Rösler, der mit einer Tante von Johanna Henninger verheiratet war, führte sein Privathaus als Pension bzw. Internat für auswärtige Lateinschüler.³⁷

Dass die Kinder – einschließlich der kleinen Johanna – hart eingespannt werden mussten, liegt auf der Hand. Man darf sich auch ansonsten kein idyllisches Bild von der Kindheit im späten 19. Jahrhundert machen. Johanna schreibt ausdrücklich, dass sie und ihre Geschwister angesichts der harten Arbeit oft geweint hätten. Ein Bruder, der in Straßburg arbeitete, war fast krank vor Heimweh.³⁸ Dass – auch in den äußeren Formen – eiserne Disziplin herrschen musste, ergibt sich angesichts dieser Verhältnisse fast von selbst: Die Schuhe wurden abends in Reih und Glied aufgestellt,³⁹ mit einfachsten Mitteln (nass Aufwischen, Bestreichen

³⁴ 8. Brief.

³⁵ 8. Brief.

³⁶ 2. Brief.

³⁷ 3. Brief.

³⁸ 1. Brief.

³⁹ 1. Brief.

mit schwacher Kalkbrühe oder Fegen mit dem Strohwisch und mit Sand) schaffte man es auch, die Häuser und Wohnungen sauber zu halten.⁴⁰ Geschirr wurde mit Zinnkraut, so genannten *Katzenschwänzen* gereinigt.⁴¹ Die sanitären Verhältnisse waren weniger fein: Nachttöpfe wurden – zumindest von manchen Backnangern – in kräftigem Schwung einfach aus dem Fenster hinaus auf die Miste entleert – wie man sich überhaupt angesichts der vielen Misten, Schweineställe, Gerbgruben etc., die unmittelbar bei den Häusern lagen, einen kräftigen Geruch als allgegenwärtig vorstellen muss.⁴² Die individuelle Hygiene wurde gleichwohl eingehalten, allerdings zwangsläufig mit den bescheidenen Mitteln, die man damals hatte: Die Kinder mussten sich, bevor sie in die Schule gingen, in einer großen Waschschüssel waschen.⁴³

Die Anwesenheit von Tieren in unmittelbarer Nähe des Hauses – noch zu Luises Zeiten wurden Schweine gehalten, in einer nahen Scheuer hatte die Familie ihren Pferdestall – verlieh den Wohnverhältnissen einen recht naturnahen Charakter.⁴⁴ Zum Heizen verwendeten die Gerber ein Abfallprodukt des Gerbens, den getrockneten Lohkäs.⁴⁵ Elektrisches Licht gab es weder in Johannas noch in Luises Jugend. Man behalf sich mit Kerzen.⁴⁶ Der zu Johannas Zeiten noch nicht verdolte Eckertsbach bestimmte durch seine Anwesenheit und seine nicht seltenen Hochwässer das Leben der Menschen in hohem Maße. Die Gerberei mit ihren Anweisungen nutzte dagegen eher die nahe gelegene, größere Murr. Der Eckertsbach war für die Anweisungen wohl einfach zu klein. In Luises Kindheit war der Bach dann verdolt.⁴⁷

Erwähnenswert ist auch die Tatsache, dass das Haus Breuninger nie verschlossen war⁴⁸ – ein deutlicher Hinweis auf die offenbar völlig stabile öffentliche Sicherheit im Backnang des

späten 19. Jahrhunderts. Wenn eine Familie, wie es bei den Breuningers der Fall war, über Zinngeschirr verfügte, dann ist das bereits ein Indiz für einen nicht geringen Wohlstand. Dass man nach einem Brand das geschmolzene Zinngeschirr durch Emailgeschirr ersetzte, wird man keineswegs als Zeichen für nun etwa beginnende Armut ansehen können. Vielmehr galt das Emailgeschirr wohl als moderner und v. a. sicherer als das Zinngeschirr.⁴⁹ Wie Luise Breuninger berichtet, war das Zinngeschirr allerdings nicht völlig verschwunden. Sie erwähnt sowohl Zinn- als auch Blechtassen.⁵⁰ Wenn bei Johannas Onkel Ändres eine Uhr und gar ein Klavier vorhanden waren,⁵¹ waren auch dies Hinweise auf den Wohlstand der Familie.

Essen

Von der Verpflegung der Backnanger erfährt man einiges. Man hatte *Most*, *Sauerkraut*, *Bohnen*, *Kartoffeln* in den Kellern eingelagert, in den Gärten gab es Obst und Gemüse – allerdings noch keine *Prestlinge* (Erdbeeren) und Tomaten. Als einzige Marmelade kochte man selbst *Hollundergesälz* ein. Kaufen konnte man solches *Gesälz* nirgends.⁵² An Obst sind im Einzelnen Birnen (offenbar eine besondere Delikatesse!),⁵³ Johannis- und Stachelbeeren sowie Pflaumen bzw. Zwetschgen überliefert. Besonders beliebt waren ausgehöhlte Karotten, in die man Johannisbeeren hineindrückte.⁵⁴ Eigentliche Süßigkeiten waren selten. Besonders erwähnt werden hier Zuckerbrösel, die die Kinder beim Zertrümmern der damals üblichen Zuckerhüte erhielten und die teilweise auf das Schwarzbrot gegeben wurden.⁵⁵ Relativ seltene Leckerbissen waren auch die *Russen*, eine heute gar nicht mehr bekannte Form des Süßgebäcks, die es aber offenbar nur zu Geburtsta-

⁴⁰ 2. Brief.

⁴¹ Kindheitserinnerungen S. 10.

⁴² 2. Brief.

⁴³ Kindheitserinnerungen S. 10.

⁴⁴ Kindheitserinnerungen S. 11.

⁴⁵ Kindheitserinnerungen S. 11.

⁴⁶ Kindheitserinnerungen S. 14.

⁴⁷ Kindheitserinnerungen S. 12.

⁴⁸ 8. Brief.

⁴⁹ 8. Brief.

⁵⁰ Kindheitserinnerungen, S. 10.

⁵¹ 6. Brief.

⁵² 1. Brief.

⁵³ 3. Brief.

⁵⁴ Kindheitserinnerungen S. 11.

⁵⁵ Kindheitserinnerungen S. 11.

gen des Postgerbers selbst gab.⁵⁶ Genausowenig ist heute noch bekannt, welche Art von Leckereien die *Roxle* waren, wegen denen Johanna einmal Schläge von ihrer Mutter bekam.⁵⁷ Am Geburtstag der Großmutter von Johanna bekamen die Enkel als seltene Leckerbissen *Chokolade und Hägegesälz auf dem Brot*.⁵⁸ Dass es an Weihnachten alle möglichen Leckereien gab, ist ein Befund, der durchaus zu erwarten war.⁵⁹ An Fastnacht gab es Fastnachtsküchlein, von denen jeder Gerber eine stolze Menge erhielt, nämlich 15.⁶⁰ Auch an Kirchweih bekam man Kuchen.⁶¹ Johanna erwähnt ausdrücklich, dass ansonsten das Jahr über keinerlei Kuchen gebacken wurde.⁶²

Dazuhin ist die Nutzung von Welschkorn, d. h. Mais überliefert.⁶³ Zum Frühstück trank die Familie Breuninger Kaffee, was durchaus den sozialen Status der Familie repräsentierte. Kaffee kam auch bei den großen Feiertagen wie Weihnachten auf den Tisch.⁶⁴ An Werktagen gab es dazu Wecken, also Brötchen. Die Gerber erhielten ihr Morgenessen erst um 7 Uhr, die Arbeit selbst begann bereits um 1/2 6. Dieses Morgenessen bestand aus Schwarzbrotssuppe und Kartoffeln. Die Kinder machten sich dann über die Reste her, die die Gerber übrig gelassen hatten. Die letzten Reste wurden an die Tiere verfüttert. Um 1/2 10 und nochmals nachmittags um 4 Uhr gab es Vesper – Brot und reichlich Most. Die Zusammensetzung des Abendessens ist erst von Johanna überliefert: *Es gab meistens Wurst*. Erwähnt werden Leber- und Griebenwürste, die teils in einem Korb von den Kindern beim Metzger geholt wurden, teils aber auch aus eigener Schlachtung stammten. Wenn geschlachtet wurde, gab es überdies Metzelsuppe, Sauerkraut, Kesselfleisch und erneut Leber- und Griebenwurst, die per Korb auch an Ver-

wandte und Bekannte abtransportiert wurden.⁶⁵ Der Brotkonsum muss enorm gewesen sein, denn alle zwei Wochen wurden 22 große Laibe gebacken.⁶⁶ Später gab es eine Brotschneidemaschine, *die an den Tisch angeschraubt und gedreht wurde*.⁶⁷ Die Brotsuppe wurde von den Kindern offenbar sehr unterschiedlich empfunden: Während Luise von ihr geradezu begeistert war,⁶⁸ mundete sie Johanna nicht.⁶⁹ Es ist aufschlussreich, dass die kleine Johanna bei David Vetter, der in ihrem Vaterhaus eine Wohnung hatte, staunend den regelmäßig und reichlich vorhandenen Emmentaler Käse bewunderte, während der Vater selbst (offenbar nur er – nicht die anderen Familienmitglieder, die wohl gar keinen Käse bekamen) den billigeren Backsteinkäse bevorzugte.⁷⁰ Den Armen etwas zu essen zu geben, war selbstverständlich. Der Kriegskrüppel Luz holte sich jeden Mittwoch sein Essen im Hause Breuninger. Dass dies geschah, spricht für das soziale Bewusstsein der Familie, die Art und Weise, wie das geschah, wirkt fast beklemmend: Luz wartete immer *auf der Treppe*, bis er seine Mahlzeit erhielt, und die ganze Angelegenheit wird noch beklemmender, wenn man erfährt, dass neben ihm ständig *einige Kinder mit ihren Häfele* saßen, *ob nicht auch noch ein Teller für sie da war*.⁷¹ Auch das alte Fräulein Lisette in der Nachbarschaft bekam regelmäßig einen Topf Suppe oder Gemüse.⁷² Die Speisung Bedürftiger unter exakt denselben äußeren Formen – wer etwas haben wollte, wartete auf der Treppe – wurde auch noch zu Luisens Zeiten praktiziert.⁷³

Das Essen hatte sich auch zu Zeiten Luise Breuningers noch kaum geändert. Auch sie erwähnt noch die Massen der riesigen Brotlaibe und die *geschmälzte schwarze Brotsuppe*, daneben traten allerdings als Beispiele für all-

⁵⁶ Kindheitserinnerungen S. 11.

⁵⁷ 4. Brief.

⁵⁸ 3. Brief.

⁵⁹ 4. Brief.

⁶⁰ 4. Brief.

⁶¹ 7. Brief.

⁶² 4. Brief.

⁶³ Kindheitserinnerungen S. 10.

⁶⁴ 4. Brief.

⁶⁵ Kindheitserinnerungen S. 10f.

⁶⁶ 1. Brief.

⁶⁷ Kindheitserinnerungen S. 10.

⁶⁸ 1. Brief.

⁶⁹ Kindheitserinnerungen S. 10.

⁷⁰ 8. Brief.

⁷¹ 8. Brief.

⁷² 2. Brief.

⁷³ Kindheitserinnerungen S. 11.

mählich doch zunehmenden Wohlstand der Gugelhuyp und sonntags Kaffee.⁷⁴

Trinken, Alkoholismus

Weit verbreitet war in Backnang der reiche bis übermäßige Konsum von Most, bis hin zum Alkoholismus. Luise erwähnt, dass im Flur des Elternhauses die Mostkrüge für die Gerber in Reih und Glied standen.⁷⁵ Most wurde von den Gerbern täglich und in ordentlichen Mengen konsumiert. Johanna erwähnt, dass allein beim täglichen Vesper morgens jedem Gerber *1 Krüge Most mit 1 1/2 Schoppen*, den Lehrlingen *1 Schoppen* zur Verfügung stand. Beim Nachmittagsvesper dürften dieselben Mengen zur Verfügung gestanden sein. Ein Schoppen betrug etwas mehr als 0,4 Liter.⁷⁶ Der Alkoholkonsum vieler Gerber ist übrigens bis heute mündlich überliefert. Man habe, so wird erzählt, die harte Arbeit in einer oft übelriechenden Umgebung kaum anders als mehr oder minder alkoholisiert aushalten können. Es war für Johanna Henninger überdies eine fast tägliche Erfahrung, dass der Nachbar Elser, der die Ziegelhütte betrieb, ständig auf dem Sofa saß *vor sich einen Krug Most* und sie immer *mit verschwommenen Augen* anschaute, wenn sie einen Wagen Kalk für den eigenen Betrieb bestellte. Es war offenbar nicht unnormal, dass etliche Backnanger mehr oder weniger dauernd, auch tagsüber, vom Mostkonsum alkoholisiert waren und träge dämmernd den Tag verbrachten. Die Geschäfte führte im Falle des Zieglers Elser erkennbar dessen Frau, die *immer freundlich zur Stelle* war. Ähnlich war auch der benachbarte Schmiedemeister offenkundig ein Alkoholiker, der seine Söhne anschrie und seine Frau prügelte. Der ein Haus weiter wohnende Gipser Götz wird gar als *schrecklicher Trunkenbold* bezeichnet, der politische Reden hielt und schließlich in Wahnsinn verfiel. Alkohol war nicht auf die Männer beschränkt, wie das Beispiel der Schnapsdore zeigt, *die besoff sich total* – zum Spaß der benachbarten Männer. Interessant ist auch, wie

man mit einer solchen, bis zur Bewusstlosigkeit saufenden Alkoholikerin umging: Sie wurde von der Polizei in einem *Wägele* abgeholt und im Armenhaus abgeliefert, wo sie wohnte.⁷⁷ Auch Verwandte der Briefeschreiberin waren dem Alkohol verfallen: Der Onkel Fritz Breuninger hatte sich *ans Trinken gewöhnt und ist dann sehr bald gestorben*, der Onkel Gustav Breuninger, *ein schöner stattlicher Mann*, litt unter seiner zwar reichen, aber faulen Frau, flüchtete ins Gasthaus „Waldhorn“ und ruinierte sich offenbar durch den Alkohol seine Gesundheit und starb ebenfalls bald. Adolf Breuninger, der Sohn von Gustav, hatte auf der Wanderschaft mit dem Trinken angefangen, merkte sogar, *daß es mit ihm so bergab ging*, war dem Alkoholismus aber offenbar völlig ausgeliefert und starb schließlich auswärts in Amtzell-Wangen.⁷⁸ Ein Schwager der Familie, der im Gerbereibetrieb arbeitete, war regelmäßig jedes Wochenende völlig betrunken. In seinem Falle halfen allerdings die Mahnungen und rabiaten Maßnahmen von Vater Breuninger, und mit zusätzlicher Hilfe der Heilsarmee konnte der Weg ins Elend verhindert werden.⁷⁹

Die Art des konsumierten Alkohols war schlicht und ließ wenig Wahlmöglichkeiten zu: In der Bäckerei und Wirtschaft Ficker konsumierte man *hauptsächlich Schnaps [...] und Most*.⁸⁰ Der Hauslehrer der Familie Breuninger, der jeden Werktag abends eine Stunde lang Unterricht gab, erhielt neben seinem Honorar in Geld zum Abschluss des Unterrichts ein Glas Wein oder Most.⁸¹ Wein wurde übrigens auch der Briefeschreiberin Johanna selbst verabreicht: Weil sie ein offenbar sehr zierliches, schwaches Kind war, glaubte ihr Vater, ihr etwas Gutes zu tun, wenn er ihr oft *ein Schlückle Wein* einflößte.⁸² Auch Luise nahm einen Schluck Most, bevor sie zur Schule ging.⁸³

Gesundheit

Man erfährt vieles über den Gesundheitszustand der Backnanger: An erster Stelle ist nach

⁷⁴ Kindheitserinnerungen, S. 10.

⁷⁵ Kindheitserinnerungen, S. 10.

⁷⁶ Otto Spiegler: Alte Maße im heutigen Kreis Schwäbisch Hall. – In: Württembergisch Franken 61, 1977, S. 3–54, hier 50f. Von den drei dort angegebenen Eichmaßen dürfte das Schenkeich gelten, das mit exakt 0,41751 Liter angegeben wird.

⁷⁷ Alles nach dem 2. Brief.

⁷⁸ Die drei vorgenannten Fälle nach dem 3. Brief.

⁷⁹ 8. Brief.

⁸⁰ 2. Brief.

⁸¹ 3. Brief.

⁸² 5. Brief.

⁸³ Kindheitserinnerungen S. 10.

dem bisher Gesagten zweifellos der Alkoholismus zu nennen. Eine Nachbarin Rosine Wieland hatte einen *furchtbaren Kropf*,⁸⁴ andere krumme Füße,⁸⁵ Johannes Mutter bekam in den Jahren vor ihrem Tod allmählich lahme Arme und Füße,⁸⁶ ein Onkel konnte im Alter nicht mehr gehen.⁸⁷ Ein Arbeiter holte sich Husten und Schwindsucht – wohl weniger durch die kalte Luft an den Anweisungen, sondern durch die elenden Wohnverhältnisse.⁸⁸ Schlimm waren auch andere Krankheiten: Die beiden Töchter des Reallehrers Günter wurden von der Diphterie hinweggerafft, was deren Vater in die Depression trieb.⁸⁹ Johannes Cousin Gustav wählte – worauf unten näher einzugehen sein wird – den Freitod, und sein Vater Andres starb am Kummer über das Ende seines Sohnes.⁹⁰ Johannes Mutter starb, als das Mädchen erst neun Jahre alt war.⁹¹

Religion

In religiöser Hinsicht erweist sich das Bäcknang des späten 19. Jahrhunderts als eine zumindest der äußeren Form nach noch heile, intakte Welt. Der Vater las beim Frühstück den *Morgensegen* und betete mit der Familie das Vaterunser.⁹² Auch mit den Gerbern betete er und las ihnen die Andacht vor.⁹³ Abends schloss der Tag mit dem Abendgebet, eines der Kinder musste ein Kapitel aus der Bibel vorlesen.⁹⁴ Streng geregelt war auch der sonntägliche Kirchgang von Johannes Familie. Konnte der Vater einmal nicht den Gottesdienst besuchen, las er seinen Kindern zu Hause eine Predigt vor, was diese aber als *furchtbar* empfanden.⁹⁵ Diese Abscheu der Kinder dürfte schwerlich auf prinzipielle religiöse Zweifel hinweisen. Das häusliche Gebet, das die Mutter in schweren Situationen mit den knieenden Kindern zu beginnen

pfl egte, wurde von diesen offenbar nicht ansatzweise angezweifelt.⁹⁶ Neben den sonntäglichen Gottesdiensten besuchte die Familie zumindest gelegentlich auch zusätzliche pietistische Gebetsstunden bei den Stundenleuten – und das sogar im auswärtigen Oppenweiler.⁹⁷ Aber der erwähnte Reallehrer Günter war angesichts des Verlusts seiner beiden Töchter zum Gottesleugner geworden und wiederholte in regelrechten Anfällen in der Schule: *Gibt es einen Gott, nein, es gibt keinen Gott*.⁹⁸ Johannes Bruder Markus musste dann für den nicht mehr einsatzfähigen Günter einspringen. Und Dekan Kalchreuter erwies sich angesichts des Selbstmordes von Johannes Cousin Gustav als ein unfassbar grausamer Seelenhirte. Anstatt dem Sterbenden, der absichtlich und offenbar aus religiöser Verwirrung (er meinte, *er werde von Jesus nicht angenommen*) Blausäure getrunken hatte, Trost zuzusprechen, machte er ihm Vorhaltungen über die schlimme Sünde des Selbstmordes. Eine Methodistin, die selbst keinerlei geistliches Amt innehatte, musste herbeigeholt werden und verstand es – anders als der Dekan – dem Sterbenden Trost zu spenden.⁹⁹ Auch die Art und Weise, wie mit dem Leichnam des Selbstmörders umgegangen wurde, zeigt eine tiefe Gnadenlosigkeit der Amtskirche: Der Tote durfte nicht in geweihter Erde begraben werden, sondern fand seine letzte Ruhestätte am Rande des Friedhofs an der Friedhofsmauer – ohne Pfarrer, ohne Totengeläute, sondern rasch verscharrt beim Vesperläuten, bei dem der Sarg eilig zum Friedhof geschleppt und abgesenkt wurde. Den Angehörigen waren gerade einige kurze Gebete erlaubt.¹⁰⁰ All dies ist um so unfassbarer, als – spätestens seit Goethes 1774 erschienenen „Leiden des jungen Werther“ – der Selbstmord in der öffentlichen Diskussion

⁸⁴ 2. Brief.

⁸⁵ 2. Brief.

⁸⁶ 1. Brief.

⁸⁷ 3. Brief.

⁸⁸ 2. Brief.

⁸⁹ 3. Brief.

⁹⁰ 6. Brief.

⁹¹ 1. Brief.

⁹² 1. Brief.

⁹³ Kindheitserinnerungen S. 10.

⁹⁴ 1. Brief.

⁹⁵ 3. Brief.

⁹⁶ 5. Brief.

⁹⁷ 6. Brief.

⁹⁸ 3. Brief.

⁹⁹ 6. Brief.

¹⁰⁰ 6. Brief.

längst als „eine Krankheit, die zum Tode führt“ (so im „Werther“) anerkannt war und Staat und Kirche ihre früher gnadenlose Haltung gegenüber Selbstmördern deutlich revidiert hatten. Das galt offenkundig nicht für die Zeit um 1882, in der Gustav zu Tode gekommen sein müsste, und nicht für Dekan Kalchreuter und die evangelische Kirche in Backnang.

Mit Verständnis und Toleranz scheint man dem alten Fräulein Lisette begegnet zu sein, die als Katholikin und damit als Exotin in einem Haus der Nachbarschaft lebte. Man half ihr sogar mit Blumen für die Fronleichnamsprozession aus.¹⁰¹

Freizeit, kulturelle Interessen

Die Kinder spielten im Hausflur „*Schulmeisterles*“, *Händepatschen* und *dergl.*, kletterten auf einem Blechdach herum oder spielten im Garten.¹⁰² Ansonsten werden *Hopfen*, *Springen und Spielen*, ferner *Seillaufen [...]*, *krebseln [...]*, *Schlittenfahren [...]* mit den *Doggen spielen* oder *fangerles* und *stelzenlaufen* als Freizeitbeschäftigungen erwähnt.¹⁰³ Eine heute völlig vergessene Form kindlicher Freizeitgestaltung war die „Anklopfete“ in der „*Klöpflesnacht*“ kurz vor Weihnachten. In dieser Nacht zogen Kinder durch die Straßen und klopfen entweder an den Häusern an oder warfen – in einer weniger feinen Variante – Maiskörner oder Steinchen gegen die Fenster und Türen. Beim eigentlichen Anklopfen erhielten die Kinder Gutsle oder sonstige kleine Süßigkeiten, beim Werfen war es dagegen gut, sich rasch aus dem Staub zu machen.¹⁰⁴ Die Bleichwiese diente im Sommer als *Tummelplatz*, im Winter als Eisbahn zum Schlittschuhfahren. Gelegentlich gastierten dort auch *Zirkus*, *Karus[s]ell* oder *Seiltänzer*.¹⁰⁵ Dazu kamen alle möglichen Streiche, die aber kennzeichnenderweise die Jungen, nicht die Mädchen anstellten.¹⁰⁶ Verkleiden zu Fastnacht

war offenbar ganz unüblich. Es wird nirgends auch nur andeutungsweise erwähnt. Zu Ostern holte man bei der gesamten Verwandtschaft feierlich ritualisiert den Osterhasen ab.¹⁰⁷ Ebenso führte die Geburt eines neuen Geschwisterchens die Kinder zur Verwandtschaft, die auf diese Weise informiert wurde.¹⁰⁸

An Zerstreuungsmöglichkeiten für Jugendliche und Erwachsene gab es im Gasthaus zum „Grünen Baum“ bei den Jahrmärkten jeweils Tanzmusik.¹⁰⁹ Wandern war in Backnang in der Jugend Johannas als Zeitvertreib offenbar noch unüblich. Man beschränkte sich auf Spaziergänge, während das Wandern erst gebräuchlich wurde, als Johannas Neffen ihre Schulzeit hinter sich hatten.¹¹⁰ Das lässt sich recht genau datieren, denn Luises Jugend zwei Jahrzehnte nach der Johannas war durchaus von richtigen Wanderungen geprägt.¹¹¹ Die Familie Johannas vergnügte sich allerdings durch gelegentliche Kutschfahrten zur Verwandtschaft in Welzheim. Manchmal marschierte der Vater den weiten Weg auch zu Fuß.¹¹² Für ärmere Familien, als es die Breuningers waren, waren Fahrten in der eigenen Chaise selbstverständlich ein unbezahlbarer Luxus.

Neben dem geistlichen Leben kam in der Gerberfamilie der Johanna das Geistige nicht zu kurz: Alle Familienmitglieder lasen gern, und der Vater hatte für seine Kinder *einige Kinderzeitschriften abonniert*, die gesammelt und gebunden wurden – was durchaus ein Zeichen für einigen Wohlstand der Familie ist.¹¹³ Die Familie des Onkels Ändres war musikalisch, spielte verschiedene Instrumente und sang im Liederkranz.¹¹⁴ Markus und Eberhard Breuninger traten bei einem Lutherfest auch als Schauspieler auf, der eine als Martin Luther, der andere als Landsknechtsführer Georg Frundsberg. Außerdem gab es spezielle Gerberfeste, zu denen auch ein Festzug gehörte.¹¹⁵

¹⁰¹ 2. Brief.

¹⁰² Kindheitserinnerungen S. 10.

¹⁰³ 4. Brief.

¹⁰⁴ Kindheitserinnerungen S. 10f.

¹⁰⁵ Kindheitserinnerungen S. 12.

¹⁰⁶ Kindheitserinnerungen S. 12. Vgl. auch die Gedichte im 5. Brief.

¹⁰⁷ Kindheitserinnerungen S. 13f.

¹⁰⁸ Kindheitserinnerungen S. 14.

¹⁰⁹ 2. Brief.

¹¹⁰ 7. Brief.

¹¹¹ Kindheitserinnerungen S. 14f.

¹¹² 7. Brief. Vgl. auch die Kindheitserinnerungen S. 14.

¹¹³ 5. Brief.

¹¹⁴ 6. Brief.

¹¹⁵ Kindheitserinnerungen S. 12. Gemeint ist das Gerberfest von 1895, vgl. dazu oben S. 12, Anm. 6.

Familienstrukturen

So geschlossen wie die religiöse Welt war, so fest gefügt war auch die Familie. Die elterliche Autorität war so gut wie unerschütterter. Das galt nicht nur gegenüber den kleineren Kindern, sondern bis zur Heirat und zur Auswahl der Ehepartner. Johannas Großmutter und die Mutter eines Onkels von Johanna machten bereits – und offenkundig mit vollem Ernst – bei der Geburt zweier Kinder aus, dass diese später einander heiraten würden.¹¹⁶ Dass es nicht dazu kam, war Jahrzehnte später auf einen Formfehler des vorgesehenen Bräutigams zurückzuführen, der die für ihn vorgesehene Mutter Johannas auf der Straße nicht begrüßt hatte.¹¹⁷ Die Einhaltung der äußeren Form spielte also eine herausragende Rolle. Immerhin durfte der vorgesehene Bräutigam dann aber eine Schwester von Johannas Mutter heiraten.¹¹⁸ Die Familien passten, was den beiderseitigen sozialen Stand, den Besitz und die Heirat anging, eben zu gut zusammen.

Johannas Cousin Julius musste sich einmal dem Heiratsverbot seiner Mutter beugen, als er die besitzlose Nachtwächters- und Schuhflicker-tochter Rickele Bleßing heiraten wollte. Obwohl sie ein uneheliches Kind von ihm zur Welt brachte, verweigerte die Mutter des Bräutigams die Heiratserlaubnis. Als sie dies auch bei der zweiten Heiratskandidatin von Julius, der Kleidernäherin Lisette Leßblauer, tun wollte, zeigten sich nun allerdings die Grenzen der *matrīa potestas*: Julius durchbrach im wahrsten Sinne des Wortes alle bürgerlichen Schranken, verlor jede Zurückhaltung und verwüstete *die ganze Werkstatt samt Dampfkessel*. Der Zornausbruch des Sohnes und der materielle Schaden brachte die Mutter zum Verstummen, Julius konnte endlich heiraten – aber die Mutter konnte sich mit dem Gang der Dinge nicht abfinden, wurde leidend und starb schließ-

lich.¹¹⁹ Johannas Vater scheint aus der Katastrophe seines Neffen Julius gelernt zu haben und gab seinem Sohn Ernst schließlich – wenn auch widerstrebend – die Einwilligung zur Heirat mit einer ungeliebten Schwiegertochter. Die Hochzeiten selbst wurden mit einem großen Hochzeitszug zur Kirche und einem von den Turmbläsern gespielten Choral vom Turmkranz gefeiert. Kinder mussten zu allen möglichen feierlichen Gelegenheiten Gedichte auf-sagen.¹²⁰

Selbstverständlich waren sich die Kinder über die Ursachen der zahlreichen Geburten nicht klar und glaubten an den Klapperstorch, der gegenüber auf dem Totenkirchle sein Nest hatte.¹²¹ Inwieweit zwischen Müttern und Vätern eine Rollen- und Arbeitsteilung herrschte, wird aus den Kindheitserinnerungen und Briefen kaum deutlich. Immerhin wird erwähnt, dass die Mütter an den sonntäglichen Ausflügen oft nicht teilnahmen, weil sie zu Hause kleine Kinder zu versorgen hatten.¹²²

Emotionen scheint man innerhalb der Familie – abgesehen vom Gute-Nacht-Kuss – nicht allzu sehr gezeigt zu haben, allerdings waren sich die Kinder voll und ganz bewusst, von den Eltern sehr geliebt zu werden. Der Vater legte oft sogar tagsüber den Arm um Johanna,¹²³ wird aber andererseits als *oft recht streng* beschrieben.¹²⁴ Aber sogar die patriarchalisch herrschenden Väter verloren manchmal die Fassung. Luises Großvater weinte, wenn die Enkel an seinem Geburtstag Gedichte vortrugen, was die Enkel aber regelrecht erschütterte: *Einen Mann<,> wie Großvater weinen zu sehen, war uns ungeheuerlich*.¹²⁵ Denselben Mann sah auch Johanna am Weihnachtsfeiertag weinen.¹²⁶ Gegenüber den Großeltern wurde ein respektvoller, formalisierter Umgang gepflegt, der sich schon in der altertümlichen Anrede im Plural und in der dritten Person (*ihr* und *sui*) statt dem „du“ der zweiten Person ausdrückte.¹²⁷

¹¹⁶ 6. Brief.

¹¹⁷ 6. Brief.

¹¹⁸ 6. Brief.

¹¹⁹ 7. Brief.

¹²⁰ Kindheitserinnerungen S. 13.

¹²¹ Kindheitserinnerungen S. 14.

¹²² Kindheitserinnerungen S. 14.

¹²³ 5. Brief.

¹²⁴ 1. Brief.

¹²⁵ Kindheitserinnerungen S. 12.

¹²⁶ 4. Brief.

¹²⁷ 3. Brief.